



# Leseprobe

Daniel Defoe

## Daniel Defoe, Gesammelte Werke

Gebunden in feinem Leinen  
mit goldener  
Schmuckprägung. Robinson  
Crusoe 1&2, Kapitän  
Singleton, Pest in London

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,95 €



---

Seiten: 992

Erscheinungstermin: 26. April 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

»Robinson Crusoe« ist einer der wirkmächtigsten Romane der Weltliteratur. Nach seinem Vorbild ließen europäische Romanciers unzählige Schiffbrüchige an fremden Gestaden anspülen. Zeitlebens war Defoe fasziniert von der Seefahrt, besonders von Seeräubern. Minutiös recherchierte er über sie. »Kapitän Singleton« erzählt die abgründigen Abenteuer eines solchen Piraten. Als kleiner Junge erlebte Defoe den Ausbruch der Pest, hochbetagt bannte er dies auf Papier. »Die Pest in London« lässt das Grauen der Epidemie und deren gesellschaftliche Auswirkungen unheilvoll aufleuchten.

### **Autor**

## **Daniel Defoe**

---

Daniel Defoe (1660–1731) wurde in London als Sohn eines Fleischers geboren. Ursprünglich sollte er puritanischer Geistlicher werden, entschied sich dann aber für die kaufmännische Laufbahn, wo er allerdings bald scheiterte. Er versuchte sich in mehreren Berufen. Aus dem Wunsch heraus, die Lebensbedingungen seiner Landsleute zu verbessern, gab er nacheinander mehrere Zeitschriften heraus und verfasste zahlreiche zum Teil satirische Artikel. Ein heftiger Angriff auf die religiöse Unduldsamkeit der anglikanischen Kirche brachte ihn sogar an den Pranger, wo ihm das Volk jedoch begeistert zujubelte. Nach einem Gefängnisaufenthalt änderte er seinen ursprünglichen Namen (Daniel Foe) in Defoe.

Daniel Defoe  
Gesammelte Werke

# Daniel Defoe

## Gesammelte Werke

Aus dem Englischen von Paul Baudisch, Ernst Betz,  
Carl Kolb und Hannelore Novak

Anaconda

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München  
© 1974 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Der Abdruck von *Ein Bericht vom Pestjahr* erfolgt mit freundlicher Genehmigung  
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1965, 2008

Die Übersetzung erschien erstmals 1965 als Band 296 der Sammlung Dieterich  
im Carl Ed. Schünemann Verlag, Bremen. Sammlung Dieterich ist eine Marke  
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Mit einem Frontispiz von Michael van der Gucht

Orthografie und Interpunktion wurden auf neue Rechtschreibung umgestellt.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© dieser Ausgabe 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen  
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Daniel Defoe (1660–1731),

Radierung nach Michael van der Gucht (1706) / Bridgeman Images

Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bad Honnef

Satz und Layout: [www.paque.de](http://www.paque.de)

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7306-0970-5

[www.anacondaverlag.de](http://www.anacondaverlag.de)

# Inhalt

Robinson Crusoe – Erster Teil .....	7
Robinson Crusoe – Zweiter Teil .....	269
Kapitän Singleton .....	515
Ein Bericht vom Pestjahr .....	763

Das Leben  
und die unerhörten Abenteuer des  
**ROBINSON CRUSOE,**  
eines Seemanns aus York,

*der achtundzwanzig Jahre lang ganz allein auf  
einer unbewohnten Insel vor der Küste von Amerika lebte,  
nahe der Mündung des großen Orinokostroms,  
wohin er durch einen Schiffbruch verschlagen worden war,  
bei dem alle Mann außer ihm umkamen.*

*Mit einem Bericht, wie er zuletzt auf  
ebenso merkwürdige Weise durch Piraten befreit wurde.  
Von ihm selbst beschrieben.*

Aus dem Englischen von Hannelore Novak

## Vorrede

Wenn jemals die Geschichte von den Abenteuern eines Privatmanns es verlohnt hat, öffentlich bekannt gemacht zu werden, und wenn je eine solche Erzählung bei ihrem Erscheinen des allgemeinen Beifalls gewiss sein konnte, so ist das nach der Meinung des Herausgebers mit diesem Bericht der Fall.

Die wundersamen Vorfälle im Leben dieses Mannes übertreffen (so meint der Herausgeber) alles, was an derlei Begebenheiten zu finden ist, ja, das Leben eines einzelnen Menschen scheint für eine so große Vielfalt der Erlebnisse kaum hinzureichen.

Die Geschichte ist mit Ernst, mit Zurückhaltung und mit Bemühen erzählt, die Ereignisse aus christlichem Geist auf jene Ziele hin auszurichten, die den verständigen Menschen stets am wichtigsten sind, nämlich der Unterweisung der anderen durch das eigene Beispiel und dem Lobpreis und der Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung, deren Weisheit sich in allen unseren unterschiedlichen Lebensumständen bekundet, wie immer es zu diesen gekommen sein mag.

Der Herausgeber hält das Ganze für den getreuen Bericht wirklicher Begebenheiten und kann keine Anzeichen einer freien Erfindung darin entdecken; er ist aber gleichwohl davon überzeugt, dass der Leser, da alle solche Bücher rasch verschlungen werden, aus dieser wahren Geschichte keinen geringeren Gewinn, was seine Unterhaltung und Belehrung anbetrifft, ziehen wird als aus einer erdichteten. Und somit glaubt er durch seine Veröffentlichung, ohne weitere Empfehlungen an das lesende Publikum nötig zu haben, diesem einen großen Dienst zu erweisen.

Ich wurde im Jahr 1632 in der Stadt York geboren, von guter Familie, die aber nicht aus diesem Land stammte, denn mein Vater war ein Ausländer aus Bremen. Zuerst hatte er sich in Hull niedergelassen, wo er als Kaufmann einiges Vermögen erwarb. Später verließ er sein Geschäft, zog nach York und holte sich von dort meine Mutter zur Ehefrau, deren Angehörige, eine sehr gute und in der Gegend angesehene Familie, sich Robinson nannte, und mich hieß man daher Robinson Kreutznaer; aber durch das gewöhnliche Verderben der Wörter in England nennt man uns jetzt und nennen wir uns selber und schreiben uns Crusoe, und so haben mich auch meine Kameraden immer gerufen.

Ich hatte zwei ältere Brüder, von denen der eine Oberstleutnant und in einem englischen Infanterieregiment in Flandern war, früher befehligt von dem berühmten Obersten Lockhart; in der Schlacht gegen die Spanier bei Dünkirchen verlor er sein Leben. Was aus meinem zweiten Bruder geworden ist, erfuhr ich ebenso wenig, wie mein Vater oder meine Mutter je erfuhren, was aus mir geworden war.

Da man mich als den dritten Sohn der Familie in keine Lehre gegeben hatte, füllte mein Kopf sich bald mit abenteuerlichen Vorstellungen. Mein Vater, der schon sehr alt war, hatte mich gewissenhaft erzogen, so viel man eben durch eine Erziehung zu Hause und in der öffentlichen Schule auf dem Land gewöhnlich lernen kann, und wollte einen Juristen aus mir machen; aber ich hatte nichts anderes im Kopf, als zur See zu fahren, und diese Begierde trieb mich gegen den Willen, ja gegen den Befehl meines Vaters und gegen alles Bitten und Zureden meiner Mutter und anderer wohlmeinender Freunde dermaßen stark, dass in einer so leidenschaftlichen Neigung, die mich später geradewegs in das mir verhängte Leben voller Elend führen sollte, ein dämonischer Zwang zu liegen schien.

Mein Vater, ein kluger und gesetzter Mann, riet mir von meinen Absichten, die er im Voraus ahnte, mit ernsthaften und vortrefflichen Ratschlägen ab. Eines Morgens rief er mich in sein Zimmer, worin er an der Gicht krank lag, und machte mir über diesen Gegenstand heftige Vorhaltungen. Er fragte mich, was für Ursachen außer der Lust am Wandern ich habe, um meines Vaters Haus und das Land meiner Geburt zu verlassen, wo mir die Zukunft

offenstehe und ich alle Aussicht habe, durch Fleiß und Arbeit mein Glück zu machen und dabei noch ein angenehmes und leichtes Leben zu führen. Er sagte, nur Leute in verzweifelten Umständen oder aber solche, die es weiter als ihre Mitmenschen bringen wollten, wagten sich auf der Suche nach Abenteuern in die weite Welt hinein, um durch Unternehmungen, abseits von den gewohnten Wegen, zu großem Reichtum oder zu ungemeinem Ruhm zu gelangen; derlei Dinge seien aber für mich entweder allzu hoch oder gar zu weit unter mir; ich gehöre einmal dem Mittelstand an, genauer gesagt, der oberen Schicht des niederen Lebenskreises, die er in langer Erfahrung als den besten Stand der Welt befunden habe, als den Stand, welcher der menschlichen Glückseligkeit am günstigsten sei, da man in ihm weder dem Elend, der Härte, der Mühsal und der Plage des Handwerker- und Tagelöhnerdaseins noch auch dem Hochmut, der Üppigkeit, dem Ehrgeiz und der Misgunst der höheren Stände unterworfen sei. Ich solle mir nur einmal Glück und Wohlergehen des Mittelstandes aus dem einen Gesichtswinkel vor Augen führen, dass er nämlich der Stand sei, den alle anderen Menschen beneideten; dass Könige wieder und wieder die bitteren Folgen ihres Loses, zu großen Dingen geboren zu sein, beklagt und gewünscht hätten, selbst in die Mitte zwischen die beiden Extreme, das Große und das Geringe, gesetzt worden zu sein; und dass der weise Mann des Alten Testaments selbst Zeugnis dafür gegeben habe, dass der Mittelstand das rechte Maß an wahrer Glückseligkeit vorstelle, als er darum betete, von Armut wie von Reichtum verschont zu bleiben.

Er hieß mich, nur genau achtzuhaben, so würde ich immer finden, dass der höhere und der niedere Stand der Menschheit sich gemeinsam in die Unglücksfälle des Lebens teilten; dass dagegen den mittleren das Missgeschick am ehesten verschone; dass er also nicht in gleicher Weise wie die beiden anderen Stände den Wechselfällen des Schicksals ausgesetzt sei, ja, darüber hinaus auch nicht den mancherlei Gebrechen an Leib und Seele wie jene, die teils durch ihr lasterhaftes Leben, ihre Üppigkeit und Unmäßigkeit, teils durch harte Fron, durch den Mangel am Nötigsten und durch schlechte und karge Kost sich in Krankheit und Ungemach stürzen, als die natürlichen Folgen ihrer jeweiligen Lebensweise; ich würde bemerken, dass eine solche mittlere Stellung in der Welt wie geschaffen sei für alle Tugenden und für alle Annehmlichkeiten; dass Frieden und Reichtum ihre Diener, Mäßigkeit, Zurückhaltung, Ruhe, Gesundheit, Geselligkeit, jede erbauliche Zerstreuung und jeder wünschenswerte Zeitvertreib ihre Segnungen seien; auf diesem Mittelweg gingen die Menschen still und gemächlich durch die Welt und bequem aus ihr wieder hinaus, ohne dass sie durch die mühevollen Ar-

beit ihrer Hände und durch das Zermartern ihres Kopfs sich in Ungelegenheiten brächten, ohne dass sie sich für das tägliche Brot in ein Sklavendasein verkaufen müssten, weder ermattet von schwierigen Verhältnissen, welche die Seele des Friedens und den Leib der Ruhe berauben, noch verzehrt vom rasenden Neid oder dem heimlich brennenden Ehrgeiz nach großen Dingen; nein, leicht und mühelos glitten sie vielmehr durch die Welt, verständig die Süße des Lebens ohne seine Bitternis genießend und im vollen Bewusstsein ihres Glücks, dessen sie jeden Tag immer mehr innewerden.

Hierauf drang er ernst und nachdrücklich in mich, nicht den jungen Draufgänger zu spielen, mich nicht selber in ein Elend zu stürzen, von dem die Natur und die Lebensstellung, in die ich hineingeboren war, mich gesichert zu haben schienen; ich hätte es ja nicht not, mir mein Brot zu verdienen; er wolle schon für mich sorgen und mir einen erfolgreichen Anfang in jener Lebensweise ermöglichen, welche er mir eben angeraten. Sollte es mir auch dann nicht wohl und glücklich ergehen, so könnten nur mein Geschick oder meine eigene Schuld die Ursache dafür sein, er werde es nicht zu verantworten haben, da er seine Pflicht erfüllt und mich vor Unternehmungen gewarnt habe, die mir, wie er wisse, nur Schaden bringen konnten; mit einem Wort, so gewiss er als ein Freund für mich sorgen wolle, wofern ich bliebe und mich nach seinen Anweisungen zu Hause einrichtete, ebenso gewiss werde er nicht zu meinem Unheil beitragen und mich zum Weglaufen gar noch ermutigen. Zum Abschluss hielt er mir das Beispiel meines älteren Bruders vor Augen, den er durch ebenso dringliche und ernste Ermahnungen davon abzuhalten gesucht hatte, in den Krieg der Niederlande zu ziehen, gegen dessen hitzige Begierde, ins Feld zu gehen, er aber nichts hatte ausrichten können, und dort sei er denn auch erschossen worden; und ob er gleich, sagte mein Vater, niemals aufhören wolle, für mich zu beten, so getraue er sich doch, mir vorauszusagen, dass Gott einen so unverständigen Schritt, wie ich ihn vorhätte, nicht segnen werde und dass ich dereinst genug Muße fände, über die Verachtung seines Rats nachzusinnen, aber vielleicht keinen Menschen mehr, um mir zu helfen oder zu raten.

Bei diesem letzten Teil seiner Rede, der wahrlich prophetisch war, obwohl mein Vater das gewisslich nicht vermuten konnte, ich sage, bei diesem letzten Teil seiner Rede bemerkte ich, wie ihm die Tränen in Menge über sein Gesicht stürzten, besonders als er das Schicksal meines in der Schlacht gebliebenen Bruders erinnerte; und als er davon sprach, wie ich Muße zur Reue haben werde, aber keinen, der mir hilfreich zur Seite stünde, da war er so bewegt, dass er im Wort abbrach und zu mir sagte, er könne für jetzt nicht weitersprechen.

Diese Rede ging mir sehr nahe, und in der Tat, wem hätte sie nicht das Herz bewegt? Ich beschloss, nicht weiter ans Reisen zu denken, sondern nach dem Wunsch meines Vaters mich zu Hause einzurichten. Aber ach! In wenigen Tagen waren alle guten Vorsätze verflogen, und um weiteren verdrießlichen Ermahnungen meines Vaters aus dem Weg zu gehen, nahm ich mir – kurz und gut – einige Wochen darauf vor, einfach von daheim auszureißen. Dennoch handelte ich nicht so überhastet, wie mich die erste Hitze des Entschlusses verleiten wollte, sondern nahm eines Tages meine Mutter, da sie besser aufgelegt schien als gewöhnlich, beiseite und erklärte ihr, meine Gedanken seien so völlig darauf versessen, die Welt zu sehen, dass ich mich niemals mit genügender Kraft an eine andere Sache machen und standhaft dabei bleiben könne; mein Vater solle mir darum lieber zu meinem Entschluss seine Zustimmung geben als mich zwingen, ohne diese fortzugehen. Achtzehn Jahre sei ich jetzt alt, zu alt, um noch zu einem Kaufmann oder Advokaten in die Lehre zu gehen; und wenn ich's auch täte, so würde ich niemals, das sei gewiss, die volle Zeit bei ihm aushalten, sondern sicherlich noch vor Beendigung der Lehrzeit meinem Meister entlaufen und zur See gehen; sie solle meinen Vater doch dazu bewegen, mir wenigstens eine Reise in die Fremde zu verstatten: Käme ich dann nach Hause zurück und es hätte mir nicht gefallen, so wolle ich nicht wieder fortgehen und die Zeit, die ich verloren hätte, mit doppeltem Fleiß wieder einzubringen versprechen.

Diese Worte versetzten meine Mutter in große Aufregung. Sie erklärte mir, sie wisse für sicher, dass es vergebliche Mühe sei, mit meinem Vater über diesen Gegenstand noch einmal zu sprechen; er wüsste zu genau, was zu meinem Besten sei, als dass er seine Zustimmung einem für mich so schädlichen Vorhaben geben werde, und es müsse sie sehr wundernehmen, wie ich denn überhaupt noch an dergleichen denken möchte nach einem solchen Gespräch, in dem mein Vater doch, wie ihr wohl bekannt sei, so freundlich und gütig mir zugeredet habe. Kurz, wenn ich mich selber ins Elend stürzen wolle, so gebe es keinen Rat für mich; doch sollte ich versichert sein, dass ich ihrer beider Einwilligung dazu niemals erlangen werde. Wenn ich mir vorgesetzt habe, in mein Verderben zu laufen, so werde sie nicht ihre Hand noch dazu reichen, und nie solle ich sagen dürfen, dass meine Mutter etwas erlaubt habe, was mein Vater verboten hatte.

Obwohl meine Mutter sich weigerte, mit meinem Vater über meine Pläne zu sprechen, hat sie ihm dennoch, wie ich später erfuhr, den ganzen Diskurs hinterbracht; mein Vater zeigte große Bekümmernis und sagte mit einem Seufzer zu ihr: »Wie könnte der Junge glücklich werden, wollte er nur zu Hau-

se bleiben. Geht er aber in die Fremde, so wird er der unglücklichste Mensch unter der Sonne sein: Ich kann ihm meine Zustimmung nicht geben.«

Es verging noch beinahe ein ganzes Jahr nach dieser Auseinandersetzung, ehe ich von zu Hause ausriss, obschon ich die ganze Zeit hindurch gegenüber allen Vorstellungen, mich doch in einem Beruf einzurichten, hartnäckig taub blieb und obschon ich meinen Eltern häufig vorhielt, warum sie sich so starr gegen meinen Entschluss sperrten, zu dem mich doch meine innerste Neigung treibe, wie sie wohl wüssten. Eines Tages aber, da ich durch Zufall nach Hull gekommen war und ohne alle Absicht, gerade damals wegzulaufen – als ich, wie gesagt, eines Tages in Hull war und einer meiner Kameraden, der auf seines Vaters Schiff nach London fahren sollte, mir zuredete, doch mit ihnen zu fahren, wobei er eines der gewöhnlichen Lockmittel der Seeleute anwandte und sagte, die Fahrt sollte mich nicht einen Heller kosten, da fragte ich weder Vater noch Mutter um Erlaubnis, sandte ihnen auch keine Nachricht, sondern ließ es darauf ankommen, ob sie es erfuhren oder nicht; ich bat nicht um den göttlichen und nicht um den väterlichen Segen, überlegte weder Umstände noch Folgen, sondern begab mich den 1. September 1651 zu einer, Gott weiß es, unglückseligen Stunde, an Bord eines nach London bestimmten Schiffes. Niemals haben wohl die Missgeschicke eines jungen Abenteurers früher angefangen oder länger gedauert als die meinen. Das Schiff hatte noch kaum den Fluss Humber verlassen, da begann auch schon der Wind heftig zu stürmen und die Wellen erhoben sich furchterregend; da ich niemals zuvor auf See gewesen, wurde mein Körper unaussprechlich krank und mein Gemüt zu Tode erschrocken. Jetzt fing ich wohl an, ernstlich über das nachzudenken, was ich getan hatte, und einzusehen, wie gerecht mich nun der Richtspruch des Himmels ereile dafür, dass ich schlechter Mensch meines Vaters Haus verlassen und den schuldigen Gehorsam meinen Eltern gegenüber versäumt hatte. Alle guten Worte meiner Eltern, des Vaters Tränen und der Mutter eindringliches Zureden, kamen mir jetzt frisch ins Gedächtnis; und mein Gewissen, das damals noch nicht so verstockt war wie später, warf mir auf das Heftigste vor, dass ich allen guten Rat in den Wind geschlagen und meine Pflichten gegen Gott und meinen Vater missachtet hatte. Inzwischen tobte der Sturm immer heftiger, und die See, auf der ich noch nie zuvor gewesen war, ging sehr hoch, obwohl es ein Nichts war im Vergleich zu Unwettern, wie ich sie später oftmals erleben sollte, ja nicht einmal im Vergleich zu dem, was ich wenige Tage darauf durchmachen musste. Aber es war doch schlimm genug, um mich tief zu bewegen, war ich doch ein ganz frisch gebackener Seemann, welcher dergleichen noch nie gesehen hatte. Ich erwartete von jeder Welle, dass sie

uns verschlingen werde, und sooft das Schiff vermeintlich in den Abgrund des Meeres hinunterstürzte, glaubte ich nicht anders, als dass es nicht wieder emportauchen werde; in meiner Todesangst tat ich viele Gelübde, dass ich, wollte Gott mich nur dies eine Mal verschonen und mich jemals meinen Fuß wieder auf trockenes Land setzen lassen, geradenwegs nach Hause zu meinem Vater, meiner Lebtage aber auf kein Schiff mehr gehen würde. Ich würde seinen Rat befolgen und mich nie wieder selbst in ein so großes Elend stürzen. Jetzt erkannte ich klar, wie recht er mit allen seinen Ausführungen über den Mittelstand gehabt hatte, ich sah, wie ruhig und bequem er seine Tage hingebracht hatte, wie er nie Stürmen zur See noch Unruhen zu Lande ausgesetzt gewesen war, und ich beschloss, wie ein wahrer verlorener Sohn reuevoll in meines Vaters Haus zurückzukehren.

Derlei klugen und einsichtigen Gedanken hing ich die ganze Zeit über nach, solange der Sturm dauerte und sogar noch ein wenig darüber hinaus; am nächsten Tag aber waren Wind und See ruhiger, auch hatte ich angefangen, mich an den Seegang zu gewöhnen. Wohl blieb ich den ganzen Tag über sehr ernst, zumal ich noch leicht seekrank war; aber gegen die Nacht zu klärte das Wetter sich auf, der Wind legte sich, und es folgte ein schöner lieblicher Abend; vollkommen klar ging die Sonne unter und am nächsten Morgen ebenso wieder auf, es gab wenig oder gar keinen Wind, die See war glatt, die Sonne schien darauf: Ich meinte, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

Ich hatte die Nacht gut geschlafen, war nicht länger seekrank, sondern guter Dinge, und schaute staunend auf das Meer, das tags zuvor noch wild und schreckenerregend gewesen war, jetzt aber, so kurze Zeit danach, wieder so ruhig und freundlich sein konnte. Und damit meine guten Vorsätze nur ja nicht ausgeführt werden, kommt diesen Augenblick mein Kamerad, der mich zur See verführt hat, zu mir, klopft mir auf die Schulter und sagt: »Nun, Bob, wie hast du's überstanden? Ich wette, du hast dich gefürchtet letzte Nacht, als diese Mütze voll Wind blies?« – »Mütze voll Wind?«, sage ich. »Ein schrecklicher Sturm war das.« – »Ein Sturm, du Narr!«, erwidert er. »Das nennst du einen Sturm? Das war überhaupt nichts. Gib uns nur ein gutes Schiff und eine weite See, und wir lachen über so einen kleinen Windstoß! Aber du bist ja nur ein Süßwassermatrose, Bob; komm, machen wir uns ein Glas Punsch und vergessen wir die Sache. Was sagst du zu diesem herrlichen Wetter?«

Um es kurz zu machen mit diesem traurigen Teil meiner Geschichte: Es begab sich alles nach alter Seemannsweise, der Punsch wurde fertig, ich betrank mich und ersäuftete in der Schlechtigkeit dieser einzigen Nacht meine

ganze Reue, alle meine Einsichten über mein vergangenes Betragen und alle guten Vorsätze für die Zukunft. Mit einem Wort: Wie die See, kaum hatte der Sturm nachgelassen, zu ihrer glatten Oberfläche und gleichmäßigen Stille zurückgekehrt war, so vergaß ich, nachdem die Unruhe meiner Gedanken sich gelegt hatte, nachdem ich nicht länger in Angst und Schrecken davor lebte, vom Meer verschlungen zu werden, und nachdem die Flut meiner früheren Begierden zurückgekehrt war – so vergaß ich völlig Gelübde und Versprechen, die ich in der Verzweiflung getan hatte. Zwar wurde ich zwischendurch immer wieder einmal nachdenklich, und die ernstesten Gedanken schickten sich, wie es so geht, von Zeit zu Zeit an wiederzukommen; aber ich schüttelte sie ab und hütete mich vor ihnen wie vor der Pest; und indem ich mich fest ans Trinken und an die lustige Gesellschaft hielt, wurde ich bald Herr dieser Anfälle, wie ich das nannte, und in fünf oder sechs Tagen hatte ich einen so vollkommenen Sieg über mein Gewissen errungen, wie nur irgendein junger Mann es sich wünschen konnte, der entschlossen war, sich nicht von seinem Gewissen stören zu lassen. Aber noch wartete eine zweite Prüfung auf mich; wie es die Vorsehung in solchen Fällen zu halten pflegt, wollte sie auch mir nicht die kleinste Ausrede offenlassen. Hatte ich schon die erste Prüfung nicht zu meiner Errettung genützt, die nächste sollte wenigstens der Art sein, dass selbst der schlechteste und abgefeimteste Schelm unter uns sowohl die Größe der Gefahr als auch der Göttlichen Barmherzigkeit erkennen musste.

Am sechsten Tag unserer Reise gelangten wir vor die Reede von Yarmouth; wegen des widrigen Windes und der stillen See hatten wir seit dem Sturm nur eine kurze Strecke zurückgelegt. Hier mussten wir vor Anker gehen, und hier blieben wir, weil der Wind noch immer ungünstig, nämlich aus Südwesten blies, sieben oder acht Tage, und in dieser Zeit kamen noch viele andere Schiffe von Newcastle vor dieselbe Reede als an den Ankerplatz, wo die Schiffe gewöhnlich auf guten Wind für die Fahrt flussaufwärts warten konnten.

Wir wären dort nicht so lange geblieben, sondern mit der Flut allmählich den Fluss hinaufgerückt, wenn nicht der Wind allzu stark und, nachdem wir vier oder fünf Tage festgelegt hatten, eher noch stärker geblasen hätte. Da man diese Reede für ebenso sicher hält wie einen Hafen, da der Ankergrund gut und unser Ankertau sehr stark war, waren unsere Leute unbesorgt, fürchteten nicht im Mindesten eine Gefahr, sondern verbrachten die Zeit nach Seemannsweise mit Schlaf und Fröhlichkeit. Am Morgen des achten Tages aber wuchs der Wind beträchtlich, und wir hatten alle Hände voll zu tun, die Topmaststangen zu streichen und alles niet- und nagelfest zu ma-

chen, damit das Schiff so ruhig als möglich vor Anker läge. Gegen Mittag ging die See dann wirklich sehr hoch, unser Schiff tauchte vornüber, etliche Brecher schlugen über das Deck, und ein- oder zweimal schien es uns nicht anders, als ob der Anker im Grund wiche; darauf ließ der Kapitän den Notanker auswerfen, sodass wir nun mit zwei Ankern voraus lagen; auch wurden die Ankertaue länger hinausgelassen.

Der Sturm war jetzt erschrecklich angeschwollen, und nun nahm ich sogar in den Gesichtern unserer Matrosen Angst und Entsetzen wahr. Den Kapitän, so eifrig er auch darauf bedacht war, das Schiff zu erhalten, hörte ich doch, wie er neben mir in seiner Kabine aus- und einging, leise zu sich selber sagen: »Der Herr sei uns gnädig, wir sind alle verloren, wir werden alle umkommen«, und dergleichen mehr. Während des ersten Durcheinanders lag ich ganz still und wie betäubt in meiner Kabine, die sich unterm Steuerstock befand, und ich kann selber nicht beschreiben, wie mir zumute war: Ich konnte nicht gut zu meiner vorigen Reue zurückkehren, die ich augenscheinlich mit Füßen getreten und gegen die ich mich derart verstockt gezeigt hatte. Auch meinte ich, die Bitterkeit des Todes sei schon überstanden, es werde wie beim ersten auch dieses Mal nicht so schlimm werden. Aber als der Kapitän, wie ich eben berichtete, an mir vorbeiging und sagte, wir wären alle verloren, da erschrak ich zu Tode. Ich stürzte aus der Kabine und blickte um mich; ach, solch einen grässlichen Anblick hatte ich zeitlebens nicht vor Augen bekommen: Wellen, hoch wie Berge, schlugen alle drei oder vier Minuten über unserem Schiff zusammen; wenn ich dann wieder etwas sehen konnte, erblickte ich rings um uns nichts als Jammer und Not. Zwei unweit von uns vor Anker gegangene Schiffe hatten, weil sie zu schwer beladen waren, ihre Mastbäume kappen und über Bord werfen müssen; und unsere Leute schrien, dass ein Schiff, das etwa eine Meile uns voraus vor Anker gelegen hatte, gesunken sei. Zwei andere Schiffe waren von ihren Ankern abgetrieben und aus der Reede hinaus auf gut Glück oder Unglück ins offene Meer gelaufen, und das ohne einen einzigen stehenden Mast. Die leichten Schiffe hatten es noch am besten, sie schlingerten nicht so stark; doch auch von denen trieben zwei oder drei ziellos herum, jagten nahe an uns vorbei und liefen aufs offene Meer hinaus, nur das Sprietsegel vor dem Wind.

Gegen Abend ersuchten der Bootsmann und der Maat den Kapitän, er möge ihnen erlauben, den Fockmast abzuhauen, wozu er zuerst seine Zustimmung verweigern wollte; aber als der Bootsmann schwor, das Schiff werde sonst sinken, war er einverstanden; und als sie den Fockmast abgehauen hatten, stand der Großmast so unsicher da und erschütterte das Schiff, dass sie auch ihn umhauen und über Bord werfen mussten.

Jeder mag selber beurteilen, in was für einem Zustand ich bei alledem gewesen, ich, der Neuling, der dazu erst vor Kurzem und bei viel geringerm Anlass solche Angst ausgestanden hatte. Doch wenn ich heute, aus so weiter Entfernung, meine damaligen Gedanken noch richtig wiedergeben kann, dann war mein Entsetzen darüber, dass ich so rasch von meinen früheren Überzeugungen mich abgewandt und dem ersten gottlosen Entschluss wieder zugekehrt hatte, wohl zehnmal so groß als meine Angst vor dem Tod selbst; und dies, zusammen mit dem Schrecken des Sturms, brachte mich in eine Verfassung, die ich mit Worten nicht zu beschreiben vermag. Aber das Ärgste stand mir noch bevor; der Sturm hielt mit einer Wut an, dass die Seeleute selber gestanden, Ärgeres noch nicht erlebt zu haben. Unser Schiff war gut, aber es war schwer beladen und schwankte dermaßen, dass die Matrosen etliche Mal schrien: »Da, ein Leck!« Es war nur gut für mich, dass ich nicht wusste, was sie mit einem »Leck« meinten, bis ich's später von ihnen erfragte. Mittlerweile war der Sturm so übermächtig geworden, dass ich etwas sah, was man nicht oft zu sehen bekommt: Der Kapitän, der Bootsmann und noch einige, die verständiger waren als die anderen, waren ins Gebet versunken, da sie jeden Augenblick damit rechneten, dass das Schiff sinken werde. Mitten in der Nacht und mitten in unserer Verzweiflung schrie einer der Matrosen, der eben hinuntergestiegen war, um nachzusehen, wir hätten ein Leck bekommen, ein anderer sagte, es seien schon vier Fuß Wasser unten im Laderaum. Sofort wurden alle zu den Pumpen gerufen. Bei diesem Wort war mir, als ersterbe mir das Herz im Leib, und ich sank rücklings vom Bett- rand, auf dem ich gesessen hatte, in die Kajüte hinein. Aber die Leute hoben mich auf und sagten, wenn ich schon vorher zu nichts nutze gewesen wäre, so könnte ich doch so gut pumpen wie jeder andere; darauf nahm ich mich zusammen, ging zur Pumpe und arbeitete nach Kräften. Unter dieser Arbeit bemerkte der Kapitän einige leichte Kohlenschiffe, welche, da sie während des Sturms nicht vor Anker bleiben konnten, in See stehen und dabei in unsere Nähe kommen mussten, und er befahl, zum Zeichen unserer Not einen Schuss abzufeuern. Da ich nicht im Geringsten wusste, was das bedeuten solle, war ich so erschrocken, dass ich dachte, das Schiff wäre geborsten oder sonst etwas Fürchterliches geschehen. Mit einem Wort, ich fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Weil aber zu dieser Zeit jeder nur an sich selber denken konnte, kümmerte sich keiner um mich, sondern ein anderer Bootsknecht trat an die Pumpe und schob mich mit dem Fuß zur Seite in der Meinung, ich sei tot; und es dauerte geraume Zeit, ehe ich wieder zu mir kam.

Wir arbeiteten mit aller Kraft, aber da das Wasser immer höher stieg, wurde schnell offenbar, dass das Schiff sinken müsse; und obgleich der Sturm jetzt ein wenig nachließ, konnte sich das Schiff doch nicht mehr lang genug über Wasser halten, als dass wir einen Hafen hätten anlaufen können; daher ließ der Kapitän weiter um Hilfe feuern, und ein leichteres Schiff, das den Sturm gerade vor uns ausgehalten hatte, setzte ein Boot aus, um uns zu Hilfe zu kommen. Unter größter Gefahr gelangte das Boot in unsere Nähe, aber wir konnten nicht hineinsteigen, noch auch konnte das Boot am Schiff anlegen, bis schließlich unsere Leute der Besatzung, die aus Leibeskräften ruderte und ihr Leben wagte, um unseres zu retten, über das Heck ein Seil mit einer Boje daran zuwarfen und dasselbe sehr lang schleifen ließen; mit großer Mühe und Gefahr konnten die Männer im Boot endlich das Seil erreichen, und wir zogen sie bis dicht ans Heck heran und stiegen alle hinein. Nachdem wir alle dort angekommen waren, bemerkten wir sogleich, dass es weder ihnen noch uns gelingen werde, das andere Schiff zu erreichen; wir kamen überein, das Boot treiben zu lassen und es nur so viel als möglich gegen das Ufer zu steuern, und unser Kapitän versprach, dass er das Boot, sollte es an der Küste zerschellen, ihrem Kapitän ersetzen wolle. Teils gerudert und teils getrieben, fuhr unser Boot in nördlicher Richtung an der Küste entlang bis fast nach Winterton Ness.

Noch waren wir keine Viertelstunde von unserem Schiff entfernt, da sahen wir es sinken, und ich begriff zum ersten Mal, was es heißt, wenn ein Schiff auf hoher See absäuft. Ich gestehe, ich wagte kaum, die Augen aufzuschlagen, als die Matrosen mir sagten, dass das Schiff untergehe; denn von dem Augenblick an, da sie mich in das Boot mehr hineingeworfen hatten, als dass ich selber hineingestiegen wäre, lag mein Herz wie tot in mir, teils wegen des überstandenen Schreckens, teils wegen der Qualen meines Gewissens und wegen der Befürchtungen vor meiner ungewissen Zukunft.

Während in dieser ungewissen Lage die Männer an den Rudern sich abarbeiteten, um uns an die Küste heranzubringen, sahen wir, sooft das Boot oben auf den Wellen saß und sich uns die Küste zeigte, dort viele Leute am Strand hin- und herlaufen, die uns helfen wollten, sobald wir erst einmal in der Nähe wären. Aber wir kamen nur langsam vorwärts und erreichten das Ufer erst hinter dem Leuchtturm von Winterton, wo die Küste westlich gegen Cromer abfällt und wo das hohe Ufer so die Heftigkeit des Sturms ein wenig milderte. Hier ruderten wir hinein und gelangten alle, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeit, wohlbehalten an Land, und von da gingen wir dann zu Fuß nach Yarmouth, woselbst wir unglücklichen Schiffbrüchigen sowohl vom Magistrat der Stadt, der uns gute Quartiere anwies, als

auch von Privatkaufleuten und Schiffseigentümern mit vieler Nächstenliebe versorgt wurden. Man gab uns auch genügend Geld für die Reise nach London oder zurück nach Hull, je nach unserem Belieben.

Hätte ich damals Verstand genug gehabt, nach Hull zu fahren und heimzugehen, ich wäre glücklich geworden, und mein Vater hätte, nach dem Gleichnis unseres Heilands, wohl auch das gemästete Kalb für mich geschlachtet; denn zuerst wusste er nichts anderes, als dass das Schiff, in dem ich von Hull abgefahren, auf der Reede vor Yarmouth gesunken sei, und erst geraume Zeit später erhielt er die Gewissheit, dass ich nicht ertrunken war.

Aber mein Unstern trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt weiter, und obwohl mich meine Vernunft und mein besseres Urteil oft genug zur Umkehr mahnten, hatte ich doch keine Kraft dazu. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, und ich will auch nicht eben behaupten, ein geheimes, allmächtiges Schicksal treibe uns, zu Werkzeugen unseres eigenen Verderbens zu werden und, selbst wo es drohend vor uns steht, gewissermaßen mit offenen Augen in unseren Untergang hineinzulaufen. Jedenfalls konnte wohl nur ein unabwendbarer, vom Schicksal verhängter Unstern, dem zu entfliehen mir nicht möglich war, mich gegen alle ruhigeren Überlegungen und gegen die Beweise meiner innersten Gedanken und der beiden deutlichen Lehren, die mir bei meinem ersten Versuch erteilt worden waren, zu einem solchen Entschluss bringen.

Mein Kamerad, der Sohn des Kapitäns, der zu meiner früheren Verstockung mitgeholfen, war jetzt noch gedrückter als ich. Das erste Mal, als er nach unserer Ankunft in Yarmouth mit mir sprach – das war erst zwei oder drei Tage später, denn wir waren in verschiedenen Herbergen untergebracht –, als wir uns, sage ich, zum ersten Mal wiedersahen, schien mir sein Ton verändert; melancholisch den Kopf schüttelnd, fragte er mich, wie es mir gehe, und erzählte seinem Vater, wer ich sei und dass ich diese Fahrt nur probeweise mitgemacht habe, um dann weiter die Welt zu bereisen. Da wandte sich sein Vater mit einem ernsten und bekümmerten Ausdruck mir zu und sagte: »Junger Mann, Ihr solltet nie wieder zur See gehen, sondern dies für ein sichtbares und offenkundiges Zeichen nehmen, dass Ihr zum Seefahrer nicht geboren seid.« – »Warum, Herr?«, sagte ich. »Wollt Ihr denn auch nicht wieder zur See fahren?« – »Das ist etwas anderes«, sagte er, »es ist mein Beruf und daher meine Pflicht. Aber da Ihr diese Reise nur zur Probe gemacht habt, so seht Ihr wohl, was für einen Vorgesmack Euch der Himmel gegeben hat von dem Geschick, das Euch, wenn Ihr darauf besteht, noch erwartet. Vielleicht habt überhaupt Ihr, wie Jonas auf dem Schiff nach Tarsis, dies Unglück über uns gebracht. Sagt mir«, fuhr er fort, »was ist Euer

Beruf? Und aus welchen Gründen seid Ihr aufs Meer gegangen?» Darauf erzählte ich ihm einiges aus meinem Leben; als ich geendet hatte, überkam ihn ein seltsam leidenschaftlicher Anfall von Zorn und Wut. »Was habe ich getan«, sagte er, »dass so ein verfluchter Bösewicht auf mein Schiff gekommen ist? Nicht um tausend Pfund wollte ich meinen Fuß noch einmal mit dir zusammen in ein Schiff setzen.« Es war das, wie ich schon sagte, ein Ausbruch seines Gemüts, das noch durch den Kummer über seinen Verlust verstört war, doch ging er darin weiter, als seine Befugnisse mir gegenüber ihm erlaubt hätten. Späterhin redete er wieder sehr ruhig und ernst mit mir, ermahnte mich, zu meinem Vater heimzugehen und das Schicksal nicht noch einmal herauszufordern. Ich solle nur die sichtbare Hand des Himmels gegen mich erkennen, »und, junger Mann«, fuhr er fort, »glaubt mir, wenn Ihr nicht umkehrt, so werdet Ihr überall, wohin Ihr auch geht, nichts als Unglück und Enttäuschung erleben, bis Eures Vaters Worte an Euch erfüllt sind«.

Wir trennten uns bald danach, denn ich antwortete ihm nur kurz und sah ihn auch später nicht wieder. Wohin er ging, weiß ich nicht. Ich selber reiste, da ich etwas Geld in der Tasche hatte, auf dem Landweg nach London und hatte dort wie auch unterwegs manchen Kampf mit mir selber zu bestehen, welchen Lebensweg ich einschlagen und ob ich nach Haus oder aber aufs Meer gehen sollte.

Bei dem Gedanken an die Heimkehr stellte meinen besten inneren Regungen die Scham sich entgegen; sogleich dachte ich daran, wie die Nachbarn über mich lachen würden und wie ich selber mich schämen würde, nicht nur meinem Vater und meiner Mutter, sondern jedermann unter die Augen zu kommen; seither habe ich oft bemerkt, wie ungereimt und unverständlich gemeinhin die Haltung der Menschen, besonders der jungen, der Vernunft gegenüber ist, die sie doch in solchen Fällen führen sollte: dass sie sich zwar nicht schämen zu sündigen, wohl aber die Sünden zu bereuen; dass sie sich nicht ihrer Handlungen schämen, deretwegen sie zu Recht für Narren geachtet werden, wohl aber der Umkehr, die ihnen doch allein den Namen eines verständigen Mannes wieder eintragen könnte.

In diesem Zustand verharrte ich indes noch einige Zeit und wusste nicht recht, was ich anfangen und was für eine Lebensweise ich wählen sollte. Mein Widerwille gegen eine Heimkehr war noch immer unbezwingbar; und nachdem ich eine Weile in London gelebt hatte, vergaß ich die ausgestandene Not, und mit ihr verschwand auch die ohnehin geringe Lust, nach Hause zu gehen, bis ich schließlich jeden Gedanken daran verjagte und mich nach einer Reisegelegenheit umsah.

Der böse Geist, der mich zuerst von meines Vaters Haus trieb, der mir den unreifen und kindischen Gedanken eingab, mein Glück in der Fremde zu suchen, der meine Sinne so einnahm, dass ich jedem guten Rat, allem Zureden, ja den Befehlen meines Vaters gegenüber taub geworden war – eben dieser böse Geist, oder was es sonst gewesen sein mag, führte mich zu dem unseligsten aller Unternehmen, und so begab ich mich an Bord eines nach Afrika segelnden Schiffes oder, wie die Seeleute ein solches gemeinhin nennen, eines Guineafahrers.

Es war mein großes Missgeschick, dass ich mich in allen diesen Abenteuern nicht als Matrose anheuern ließ; hätte ich dabei vielleicht auch mehr arbeiten müssen als sonst, so hätte ich doch die Pflichten und den Dienst eines Matrosen erlernt und mich vielleicht mit der Zeit zum Maat oder Steueremann oder gar zum Kapitän emporgearbeitet. Allein wie mein Schicksal mich immer das Falsche tun hieß, so ging's auch hier; weil ich Geld in der Tasche und gute Kleider am Leib hatte, ging ich immer nur als Gentleman an Bord, sodass ich auf dem Schiff nichts zu tun hatte und auch nichts lernte.

Zum Glück geriet ich in London anfangs in recht gute Gesellschaft, was einem jungen, ganz auf sich gestellten Burschen wie mir nicht immer geschieht; meistens ist der Teufel schnell mit einer Fußangel bei der Hand. Doch mir ging's besser. Ich lernte einen Kapitän kennen, der gerade von Guinea kam und, da er guten Erfolg dort gehabt hatte, wieder hinwollte. Da er nun an meinem Umgang, der zu der Zeit nicht uneben war, Gefallen fand und von mir hörte, dass ich gern die Welt sehen wollte, bedeutete er mir, wenn ich Lust hätte, mit ihm zu gehen, dann sollte es mich nichts kosten; ich könnte mit ihm an seiner Tafel essen und in seiner Kajüte schlafen, und wenn ich etwas an Waren mitnehmen wollte, so würde er für ein vorteilhaftes Geschäft schon sorgen; vielleicht werde mich das zu weiterem Handel ermutigen.

Ich nahm das Angebot an, schloss eine enge Freundschaft mit diesem Kapitän, der ein ehrlicher, aufrichtiger Mann war, und trat die Reise mit ihm an. Ich nahm ein kleines Kapitalchen mit, das sich aber durch die selbstlose Redlichkeit meines Freundes beträchtlich vermehrte; ich hatte nämlich etwa 40 Pfund Sterling nach Anweisung des Kapitäns in verschiedenem Kleinkram angelegt. Diese 40 Pfund hatte ich mithilfe einiger Verwandter zusammengebracht, mit denen ich deshalb korrespondierte und die wahrscheinlich meinen Vater oder wenigstens meine Mutter dazu überredet hatten, so viel zu meinem ersten Unternehmen beizusteuern.

Dies war von allen meinen Reisen die einzige, die man erfolgreich nennen könnte, was ich der Anständigkeit und Ehrlichkeit meines Freundes,

des Kapitäns, zu verdanken hatte, unter dem ich mir auch eine ziemliche Kenntnis der Mathematik und der Schifffahrtsregeln erwarb, ich lernte, wie man den Kurs eines Schiffes bestimmt, wie man eine Standortsberechnung macht, und auch sonst mancherlei, was ein Seemann wissen muss: Denn wie es ihm Freude machte zu lehren, so machte es mir auch Freude zu lernen. Die Reise machte sowohl einen Seemann als auch einen Kaufmann aus mir, brachte ich doch 5 Pfund und 9 Unzen Goldstaub nach Hause, die mir in London nach meiner Rückkehr fast 300 Pfund Sterling eintrugen. Und dieser Erfolg füllte mir den Kopf mit hochfliegenden Gedanken, die mich seither ins Unglück gebracht haben.

Freilich hatte ich selbst auf dieser Reise manche Not auszustehen, vor allem weil ich ständig krank war, da mich die unmäßige Hitze des Klimas in ein heftiges Fieber geworfen hatte; denn wir handelten vor allem an der Küste, und zwar zwischen dem 15. nördlichen Breitengrad bis hinunter zum Äquator.

Ich galt nun als ein alter Guineafahrer, und da zu meinem großen Unglück mein Freund bald nach unserer Rückkehr starb, beschloss ich, noch einmal die gleiche Reise zu machen, und schiffte mich auf demselben Schiff wieder ein, zusammen mit einem, der auf der vorigen Reise sein Maat gewesen war und jetzt das Kommando über das Schiff hatte. Es war die unseligste Reise, die je ein Mensch unternommen hat; denn obwohl ich von meinem neu erworbenen Reichtum nur etwa 100 Pfund mitnahm, 200 Pfund aber bei der Witwe meines Freundes ließ, die es aufrichtig mit mir meinte, geriet ich doch auf dieser Fahrt in das schrecklichste Unglück. Es begann damit, dass unser Schiff, das Kurs auf die Kanarischen Inseln hielt oder vielmehr zwischen diesen Inseln und der Küste von Afrika durchsteuern wollte, im Morgengrauen von einem türkischen Seeräuber aus Salé aufgebracht wurde, der mit vollen Segeln hinter uns herjagte. Wir spannten alles auf, was auf unseren Masten und Rahen nur Platz fand, um ihm aus den Augen zu kommen; da wir aber merkten, dass der Seeräuber ausholte und uns in wenigen Stunden sicherlich eingeholt haben würde, richteten wir uns auf einen Kampf ein. Unser Schiff hatte 12, der türkische Bluthund jedoch 18 Geschütze. Gegen drei Uhr nachmittags war er hinter uns, und da er aus Versehen anstatt quer an unserem Heck, wie er wohl im Sinn gehabt hatte, gerade an unserem Halbdeck vorbeidrehte, richteten wir acht von unseren Geschützen auf ihn und feuerten eine Breitseite ab, die ihn abgieren ließ, allerdings erst, nachdem er unser Feuer erwidert und die fast 200 Mann, die er an Bord hatte, uns mit einer Salve aus ihren Musketen hatte überschütten lassen. Dennoch wurde keiner von uns verwundet, da wir alle in Deckung blieben.

Darauf machte er Anstalten zu einem neuen Gefecht, wir zur Verteidigung; diesmal aber legte er an der anderen Seite bei uns an, 60 Mann enterten und begannen sofort, auf die Decks und das Takelwerk einzuschlagen und einzuhacken. Wir hießen sie mit Musketen, Picken, Pulverkisten und dergleichen willkommen und jagten sie zweimal vom Verdeck. Allein, damit ich diesen traurigen Teil unserer Geschichte nur kurz mache, als unser Schiff nun ganz kampfunfähig, drei Männer getötet und acht verwundet waren, mussten wir uns ergeben und wurden alle gefangen nach Salé, einem Hafen der Mohren, geschleppt.

Man behandelte mich dort gar nicht so schlecht, wie ich anfangs befürchtet hatte, auch wurde ich nicht wie die anderen ins Innere des Landes und an den kaiserlichen Hof geschleppt, sondern der Räuberkapitän behielt mich als den ihm zustehenden Teil der Beute und machte mich, der ich jung und hurtig und für seine Zwecke geschickt war, zu seinem Sklaven. Die plötzliche Veränderung meiner Umstände von einem Kaufmann zu einem armseiligen Sklaven hatte mich völlig überwältigt. Jetzt fiel mir wieder ein, was mein Vater mir prophezeit hatte, dass ich nämlich ins Elend geraten und niemanden finden würde, mir zu helfen, und ich meinte, das alles hätte sich nun erfüllt und es könnte nicht mehr schlechter kommen; nun sei ich allein in Gottes Hand und ohne seine Gnade ganz verloren. Aber ach! Dies war erst ein Vorgeschmack weit größeren Elends, wie man aus der Fortsetzung meiner Geschichte bald erfahren wird.

Da mich nun mein neuer Patron oder Herr in sein Haus genommen hatte, hoffte ich, er würde mich auch mitnehmen, wenn er wieder zur See ging; vielleicht brächte dann ihn seinerseits ein spanisches oder portugiesisches Kriegsschiff auf, und ich käme bei dieser Gelegenheit wieder auf freien Fuß. Aber diese Hoffnung wurde bald zerstört, denn wenn er zur See ging, ließ er mich an Land zurück, damit ich seinen kleinen Garten betreute und die üblichen Sklavendienste im Haus verrichtete; kam er dagegen von seiner Kreuzfahrt nach Haus, so musste ich in der Kajüte schlafen und das Schiff hüten.

Hier sann ich nun über nichts anderes nach, als ob und auf welche Weise ich fliehen könnte, aber es kam mir auch nicht das Geringste in den Sinn. Es gab keinen Weg, der die Möglichkeit einer Flucht wahrscheinlich hätte erscheinen lassen, hatte ich doch keine Menschenseele, der ich mich anvertrauen und mit der ich mich aufs Meer hinaus hätte wagen können. Da war kein Mitsklave, kein anderer Engländer, Irländer oder Schottländer, nur ich ganz allein; so hatte ich denn zwei Jahre lang immer die süße Vorstellung, aber nie die geringste tatsächliche Möglichkeit einer Flucht.

Nach ungefähr zwei Jahren ereignete sich jedoch ein seltsamer Vorfall, der mir die alten Gedanken an eine Flucht wieder frisch in den Kopf setzte. Mein Patron lag dazumal länger als sonst zu Hause, ohne sein Schiff instand zu setzen, was, wie ich hörte, auf Geldmangel zurückzuführen war; derweil fuhr er regelmäßig ein- oder zweimal die Woche, manchmal auch öfter, wenn das Wetter gut war, mit der Schiffspinasse auf die Reede hinaus zum Fischen. Er ließ sich dabei immer von mir und einem jungen Morisken rudern, wir unterhielten ihn gut, und ich war sehr geschickt beim Fischefangen, sodass er mich manchmal mit einem Mohren, einem Verwandten von ihm, und dem Jungen, den sie den »Moresco« nannten, hinausschickte, um eine Mahlzeit Fische für ihn zu holen.

Als wir eines ruhigen, stillen Morgens zum Fischen ausfuhren, stieg ein so dichter Nebel auf, dass wir, obgleich keine halbe Seemeile von ihr entfernt, die Küste doch ganz aus den Augen verloren; wir ruderten aufs Geratewohl den ganzen Tag und die ganze Nacht und fanden am nächsten Morgen, dass wir seewärts statt landwärts gefahren waren und nun wenigstens zwei Seemeilen vor der Küste hielten. Dennoch kamen wir heil nach Hause, wenn auch mit Mühe und nicht ohne Gefahr, denn der Morgenwind wehte sehr kräftig, und vor allem waren wir beide ausgehungert.

Durch diesen Unfall gewarnt, beschloss unser Patron, künftig vorsichtiger zu sein; und da er das Beiboot unseres von ihm aufgebrachten Schiffes noch neben dem seinen liegen hatte, beschloss er, nie wieder ohne Kompass und etwas Proviant fischen zu fahren. Er befahl daher seinem Schiffszimmermann, ebenfalls einem englischen Sklaven, ein kleines Wohnhaus oder eine Kajüte in der Mitte des Beibootes zu bauen, wie auf einer Barke, mit genug Platz dahinter, um zu steuern und die Großschoten einzuholen, und mit Platz davor für ein oder zwei Mann, welche die Segel hissen und wenden könnten. Das Boot hatte ein sogenanntes Hammelkeulensegel, der Klüverbaum hing über dem Dach der Kajüte, die sehr schmal und niedrig war, gerade groß genug, dass der Patron und ein oder zwei Sklaven drin liegen konnten und dass dazu Esstisch und mehrere Kästchen Platz fanden, die von ihm ausgesuchte Getränke enthielten, vor allem aber Brot, Reis und Kaffee.

Mit diesem Boot fuhren wir nun häufig fischen, und da ich sehr geschickt dabei war, fuhr er nie ohne mich aus. Einmal hatte er sich vorgenommen, zum Vergnügen oder auch nur zum Fischfang mit zwei oder drei vornehmen Mohren aus dem Ort hinauszufahren, und hatte außerordentliche Vorbereitungen dafür getroffen; in der Nacht hatte er daher mehr Proviant als sonst an Bord schaffen lassen und mir befohlen, drei Flinten mit Pulver und

Schrot bereitzuhalten, denn er wollte sich nicht nur mit Fischen, sondern auch mit Vogelschießen vergnügen.

Ich machte alles fertig, wie er's befohlen hatte, und wartete am nächsten Morgen mit dem sauber gewaschenen Boot auf ihn, Flaggen und Wimpel waren gehisst, alles war bereit zum Empfang der Gäste. Nach einiger Zeit kam jedoch der Patron allein und sagte, seine Gäste hätten geschäftehalber absagen müssen, ich sollte aber mit dem Mohren und dem kleinen Jungen zum Fischen hinausfahren, denn seine Freunde würden den Abend bei ihm speisen; ich sollte mit meinem Fang so schnell als möglich zurückkehren. Ich machte mich also auf.

In diesem Augenblick befielen mich wieder meine früheren Fluchtgedanken; denn ich sah, dass ich das kleine Schiff bald in meiner Gewalt haben könnte. Als mein Herr gegangen war, traf ich alle Anstalten, nicht zum Fischfang, sondern zu einer Reise, wenn ich auch nicht wusste und auch nicht überlegte, wohin ich mich wenden sollte; nur fort von hier, wohin, das galt mir gleich.

Meine erste Sorge war, wie ich dem Mohren auf gute Art befehlen konnte, noch mehr zu unserem Unterhalt an Bord zu schaffen. Ich sagte ihm also, es schicke sich nicht für uns, von unseres Herrn Brot zu essen; er gab mir recht, und so holte er einen großen Korb mit Zwieback, wie sie ihn dort backen, und drei Krüge mit frischem Wasser an Bord. Ich wusste, wo des Patrons Flaschenkiste stand, die dem Aussehen nach aus einer englischen Beute stammen musste, und während der Mohr an Land war, schleppte ich sie ins Boot und verstaute sie, als ob sie für unseren Patron hierhergebracht worden wäre; auch einen großen Klumpen Bienenwachs, über 50 Pfund schwer, verstaute ich im Boot, dazu ein Knäuel Segeldraht oder Bindfaden, ein Beil, Säge und Hammer, alles Dinge, die uns später sehr nützlich waren, besonders das Wachs, aus dem wir Kerzen machten. Noch einmal hielt ich den Mohren zum Narren, und wieder ließ er sich in unschuldiger Weise übertölpeln. Sein Name war Ismael, sie riefen ihn aber Muly oder Moely; also rief ich ihn und sagte: »Muly, wir haben die Flinten des Patrons an Bord, kannst du nicht etwas Pulver und Schrot holen? Vielleicht laufen uns ein paar Alken (eine Art großer Seevögel) über den Weg, und ich weiß, dass der Patron Munition im Schiff liegen hat.« – »Ja«, sagt er, »ich will es holen«, und wirklich brachte er einen großen Lederbeutel, gefüllt mit etwa anderthalb Pfund Pulver oder mehr, einen anderen mit fünf oder sechs Pfund Schrot, dazu einige Kugeln; dann packte er alles miteinander ins Boot. Zur gleichen Zeit hatte ich in der großen Kabine noch etwas Pulver von meinem Herrn gefunden, welches ich nun in eine der großen Flaschen aus der Kiste füllte;

was darin gewesen war, leerte ich in eine andere Flasche. Mit allem Nötigen versehen, verließen wir also den Hafen, um zu fischen. Das Kastell in der Hafeneinfahrt kannte uns und beachtete uns daher nicht. Wir waren noch keine englische Meile vom Hafen entfernt, da holten wir die Segel ein und begannen zu angeln. Der Wind blies, meinem Wunsch entgegen, von Nord-nordost; wäre er nämlich von Süden gekommen, so hätte ich hoffen dürfen, die spanische Küste oder zumindest die Bucht von Cádiz zu erreichen; aber ich war fest entschlossen, der Wind wehe nun, woher er wolle, aus diesem grässlichen Ort zu entfliehen und alles Übrige dem Schicksal zu überlassen.

Nachdem wir einige Zeit gefischt, aber nichts gefangen hatten – denn wenn etwas bei mir anbiss, zog ich's doch nicht herauf, damit der Mohr es nicht bemerke –, sagte ich zu diesem: »So geht es nicht, das wird unserem Patron nicht genügen, wir müssen weiter hinaus.« Der Mohr, nichts Böses ahnend, stimmte zu, und da er vorn im Boot stand, setzte er die Segel; ich aber, der ich das Ruder hielt, steuerte das Boot eine gute Seemeile weiter hinaus und drehte es dann, als ob es wieder zum Fischen gehen sollte; dann gab ich dem Jungen das Steuer, lief nach vorn zum Mohren, tat so, als ob ich mich hinter ihm nach etwas bückte, fasste ihn unversehens mit dem Arm unter seinen Kniekehlen und warf ihn über Bord und ins Meer; er kam gleich wieder hoch, denn er schwamm wie ein Korken, rief mir zu und flehte mich an, ihn aufzunehmen, er wolle mit mir durch die ganze Welt gehen. Er schwamm so kräftig hinter dem Boot her, dass er mich bald erreicht haben musste, zumal wir nur wenig Wind hatten; also ging ich in die Kabine, holte eine von den Vogelflinten, richtete sie auf ihn und rief ihm zu, ich hätte ihm bisher nichts zuleide getan und wollte es auch weiter so halten, wofern er sich meinem Geheiß fügte. »Du kannst gut genug schwimmen«, sagte ich, »die See ist ruhig, du kannst das Ufer erreichen, schwimm nur immer darauf los, so will ich dir nichts tun. Wenn du aber ans Boot herankommst, schieße ich dir durch den Kopf, denn ich bin entschlossen, meine Freiheit zu haben.« Darauf kehrte er um und schwamm auf die Küste zu, und ich zweifle nicht, dass er sie erreicht hat, denn er war ein ausgezeichnete Schwimmer.

Ich hätte ja auch den Mohren mit mir nehmen und dafür den Jungen über Bord werfen können, aber ich traute dem Mohren nicht. Als er weg war, wandte ich mich zu dem Jungen, der Xury hieß, und sagte: »Xury, wenn du mir treu bleibst, will ich einen großen Mann aus dir machen, wenn du dir aber nicht ins Gesicht schlägst zum Zeichen, dass du mir treu sein willst« – das heißt, bei Mohammed und seines Vaters Bart schwören –, »muss ich auch dich ins Meer werfen.« Der Junge lächelte mich an und redete so un-

schuldig, dass ich ihm nicht misstrauen konnte; er schwor, mir treu zu dienen und mit mir durch die ganze weite Welt zu gehen.

Solange der schwimmende Mohr noch in Sicht war, hielt ich Kurs aufs offene Meer hinaus und segelte hart am Wind, um sie glauben zu machen, wir segelten auf die Meerenge zwischen Afrika und Spanien zu, was ja ohnedies jeder vernünftige Mensch annehmen musste; denn wer hätte glauben können, wir seien südwärts gesegelt auf die Küste der Barbaren zu, wo ganze Völker von Schwarzen uns mit ihren Kanus umzingeln und schließlich umbringen würden und wo wir uns nicht an Land wagen könnten, ohne von wilden Tieren oder noch wilderen Menschen ohne Erbarmen verschlungen zu werden?

Allein sobald es am Abend dunkel geworden war, änderte ich meinen Kurs und steuerte geradewegs Süd zu Ost, immer etwas nach Osten geneigt, damit ich an der Küste blieb, die See war glatt, der Wind blies kräftig, ich machte daher so gute Fahrt, dass ich am nächsten Nachmittag gegen drei Uhr, als ich zum ersten Mal Land sichtete, mindestens 150 Meilen südlich von Salé sein musste, weit entfernt bereits vom Gebiet des Kaisers von Marokko oder irgendeines anderen Königs; denn wir sahen keinen Menschen.

Aber der Schrecken vor den Mohren und die Angst, ihnen wieder in die Hände zu fallen, lagen mir noch so in den Knochen, dass ich nicht einhalten noch vor Anker oder an Land gehen wollte; da der Wind günstig blieb, segelte ich auf diese Art noch weitere fünf Tage. Dann drehte sich der Wind nach Süden, und ich nahm an, dass die Mauren, sofern sie mir Schiffe nachgeschickt hätten, nunmehr die Verfolgung aufgeben würden. Also wagte ich mich an die Küste heran und ging in der Mündung eines kleinen Flusses vor Anker, ohne über dessen Lage und Beschaffenheit Bescheid zu wissen, ohne den Breitengrad, das Land, das Volk oder den Namen des Flusses zu kennen. Ich sah keinen Menschen noch wünschte ich, einen zu sehen. Was uns jedoch vor allem fehlte, war frisches Wasser. Als wir in die Bucht kamen, war es Abend, und so beschlossen wir, bei Einbruch der Dunkelheit an Land zu schwimmen und die Gegend zu erkunden. Aber kaum war es Nacht, so hörten wir einen grässlichen Lärm: Bellen, Brüllen und Heulen von wilden Tieren, die wir nicht kannten, sodass der arme Junge vor Angst fast umkam und mich inständig bat, ja nicht vor Tag an Land zu gehen. »Gut, Xury«, sagte ich, »dann gehe ich nicht, aber bei Tag treffen wir vielleicht auf Menschen, die für uns noch gefährlicher sind als diese Löwen.« – »Dann geben wir ihnen das Schussgewehr«, sagte Xury lachend, »und machen sie weglaufen.« So war das Englisch, das Xury aus den Unterhaltungen mit uns Sklaven gelernt hatte. Ich war froh, dass der Junge wieder lustig war, und gab ihm einen Schluck aus der Kiste des Patrons. Xu-

ry hatte mich gut beraten, ich folgte ihm, wir ließen unseren kleinen Anker fallen und lagen die ganze Nacht über still; ich sage still, denn wir taten kein Auge zu! Nach zwei oder drei Stunden sahen wir nämlich riesige Tiere von allerhand Gattung, deren Namen wir nicht kannten, ans Ufer kommen und ins Wasser springen, sich wälzen und suhlen und waschen, um sich abzukühlen; dabei machten sie ein so grässliches Gebrüll und Geheul, wie ich dergleichen mein Lebtage nicht gehört hatte.

Xury war zu Tode erschrocken, und mir erging es nicht besser; aber unser Entsetzen stieg noch, als wir eines dieser Ungeheuer auf unser Boot zuschwimmen hörten; wir konnten es nicht sehen, aber wir bemerkten an seinem Schnauben, dass es eine ungeheure, wilde, grimmige Bestie sein musste. Xury sagte, es sei ein Löwe, und vielleicht war es auch wirklich einer; der arme Junge schrie, ich solle doch den Anker lichten und weg rudern. »Nein, Xury«, sagte ich, »wir können unser Ankertau mit der Boje länger ausziehen und weiter aufs Meer hinausgehen, sie kommen uns nicht nach.« Kaum hatte ich das gesagt, so sah ich das Untier (was immer es auch sein mochte) zwei Ruderlängen von mir auftauchen, was mich nicht wenig erschreckte; doch lief ich eilends zur Kajüte, nahm meine Flinte und schoss auf die Bestie, die augenblicks umkehrte und ans Ufer schwamm.

Der entsetzliche Lärm, das fürchterliche Schreien und Heulen, das sich nach diesem Schuss am Ufer wie auch weiter drinnen im Land erhob, ist nicht zu beschreiben; dergleichen hatten diese Bestien vielleicht noch nie gehört. Jedenfalls war ich nun völlig davon überzeugt, dass wir des Nachts an Land nichts verloren hätten; ob es tagsüber ratsam sei, war eine andere Frage, denn es war nicht weniger gefährlich, in die Hände der Wilden als unter die Löwen und Tiger zu fallen; vor beidem war uns zumindest gleich bange. Wie dem auch sei, wir waren gezwungen, an irgendeiner Stelle an Land zu gehen und frisches Wasser zu holen, hatten wir doch keine Viertel-pinte mehr im Boot; wann und wo wir das tun sollten, darum ging es nun. Xury sagte, ich sollte ihn mit einem Krug an Land gehen lassen, er wolle schon Wasser auftreiben und mir bringen. Ich fragte ihn, warum nicht umgekehrt ich gehen und er im Boot bleiben sollte; darauf antwortete er so treuherzig, dass ich ihn ein für alle Mal lieb gewann. Er sagte: »Wenn wild Mann kommt, mich essen, du gehst weg.« – »Xury«, sagte ich, »wir gehen zusammen weg, und wenn wilde Männer kommen, töten wir sie, sie sollen keinen von uns essen.« Darauf gab ich Xury ein Stück Zwieback und einen Schluck aus der schon erwähnten Flaschenkiste des Patrons; wir holten das Boot so nahe an die Küste, als wir für richtig hielten, und wateten an Land mit nichts als unseren Waffen und zwei Wasserkrügen in Händen.

Ich getraute mich nicht, das Boot aus den Augen zu lassen, aus Angst, es könnten Wilde in ihren Kanus den Fluss herunterkommen; der Junge aber gewährte eine kleine Senke, etwa eine Meile landeinwärts, und lief dahin, und nach einer Weile erblickte ich ihn wieder, wie er zurückgerannt kam. Ich dachte schon, er werde von einem Wilden verfolgt, und lief ihm entgegen, um ihm zu helfen, aber als ich näher war, sah ich etwas über seine Schulter hängen; ein Tier nämlich, das er geschossen hatte; es sah wie ein Hase aus, aber von anderer Farbe und mit längeren Läufen. Wir waren sehr froh darüber, das Fleisch war ausgezeichnet; noch schöner aber war die Nachricht, dass Xury frisches Wasser gefunden hatte und keinem Wilden dabei begegnet war.

Später fanden wir freilich heraus, dass wir gar nicht so weit nach Wasser hätten suchen müssen; wir brauchten nur von der Bucht, in der wir vor Anker lagen, ein wenig flussaufwärts gehen, da war das Wasser nach verlaufener Flut, die ohnedem nicht weit hinaufreichte, frisch genug, so füllten wir unsere Krüge, taten uns gütlich an unserem Hasenbraten und machten uns auf den Weg, da wir in dieser Gegend bisher keine menschlichen Fußstapfen wahrgenommen hatten.

Da ich schon früher einmal an dieser Küste gewesen war, war mir wohl bekannt, dass die Kanarischen und auch die Kapverdischen Inseln nicht weit von da ablügen. Aber weil ich keine Instrumente hatte, um unseren Breitengrad zu berechnen, und auch nicht genau wusste oder mich erinnerte, auf welchem Breitengrad diese Inseln lagen, hatte ich keine Vorstellung, wo ich nach ihnen ausschauen oder in welcher Richtung ich Kurs auf sie halten sollte, sonst wäre es mir wohl leicht geworden, sie zu finden. So hatte ich nur die Hoffnung, dass wir, wenn wir uns immer entlang der Küste hielten bis dorthin, wo die englischen Handelsschiffe liegen, einem dieser Schiffe auf seinem üblichen Handelsweg begegnen und uns von ihm aufnehmen lassen könnten.

Nach meiner Berechnung musste die Gegend, wo ich mich befand, jenes Gebiet sein, das zwischen der Herrschaft des Kaisers von Marokko und der der Schwarzen liegt, ein wüstes, nur von wilden Tieren bewohntes Landstück, da die Schwarzen aus Furcht vor den Mohren weiter südwärts gezogen waren, die Mohren wiederum sich wegen der Unfruchtbarkeit der Gegend hier nicht ansiedeln mochten. Beide hatten es vermutlich vor allem der ungeheuren Anzahl von Löwen, Tigern, Leoparden und anderen wilden Bestien wegen verlassen, die sich da aufhielten, sodass die Mohren es nur zur Jagd brauchten, zu der dann immer gleichsam eine Armee von 2000 bis 3000 Mann aufbricht. Und wirklich sahen wir die 100 Meilen, die wir diese

Küste entlangfahren, tagsüber nichts als weites, unbewohntes Land und hörten des Nachts nichts als das Heulen und Brüllen der wilden Tiere.

Ein- oder zweimal vermeinte ich, bei Tageslicht den Pik von Teneriffa erkennen zu können, den höchsten Gipfel des Teneriffagebirges auf den Kanarischen Inseln, und es trieb mich gewaltig, die Fahrt dahin zu wagen; nachdem ich es zweimal versucht hatte, ungünstige Winde mich aber immer wieder zurückwarfen, die See auch zu hoch ging für mein kleines Schiff, beschloss ich, bei meinem ersten Plan zu bleiben und mich weiter entlang der Küste zu halten.

Nachdem wir diese Gegend verlassen hatten, musste ich noch öfters landen, um frisches Wasser zu holen. Besonders einmal gingen wir am frühen Morgen vor einer ziemlich hohen Landspitze vor Anker und blieben dort liegen, um die eben beginnende Ebbe abzuwarten; da rief plötzlich Xury, der sich anscheinend viel eifriger umsah als ich, mich leise an und sagte, wir täten gut daran, uns etwas von der Küste zu entfernen. »Denn sieh nur«, sagte er, »was dort bei dem kleinen Hügel für ein grässliches Untier liegt und schläft.« Ich folgte mit den Augen seinem ausgestreckten Finger und sah ein in der Tat fürchterliches Ungeheuer, es war ein riesiger Löwe, der da am Ufer lag, im Schatten einer Felswand, die gleichsam über ihm hing. »Xury«, sagte ich, »geh ans Ufer und töte ihn.« Der Junge sah erschrocken drein und sagte: »Ich töten! Er isst mich, ein Beiß.« Mit einem Bissen, meinte er. Ich drang nicht weiter in ihn, sondern hieß ihn nur still liegen, nahm unsere große Flinte, die fast so groß wie eine Muskete war, lud sie mit einem tüchtigen Schuss Pulver und zwei Stück Eisen; dann legte ich sie nieder. In die andere Flinte tat ich zwei Musketenkugeln, und in die dritte, denn wir hatten drei, steckte ich fünf kleinere Kugeln. Mit der ersten Flinte zielte ich ganz scharf auf seinen Kopf, allein er hielt einen Fuß ein wenig über die Nase, sodass das Eisen den Fuß am Knie traf und den Knochen zerschlug. Zuerst fuhr er knurrend auf, als er aber merkte, dass sein Fuß gebrochen war, stürzte er wieder hin, erhob sich dann auf drei Beinen und stieß das furchtbarste Geheul aus, das ich je gehört habe. Ich war ein wenig bestürzt, dass ich ihn nicht am Kopf getroffen hatte, ergriff sogleich die zweite Flinte, und obwohl er fortzuhinken begann, schoss ich und traf ihn diesmal in den Kopf, und hatte meine Lust daran, wie er niedersank und nicht mehr viel Lärm machte, sondern ums Leben kämpfend dalag. Jetzt fasste Xury sich ein Herz und wollte ans Ufer. »Geh nur«, sagte ich; da sprang er ins Wasser, hielt die kleine Flinte in einer Hand und schwamm mit der anderen Hand ans Ufer, ging ganz nahe an das Vieh heran, hielt ihm das Mundstück der Flinte ins Ohr und schoss ihm noch einmal in den Kopf, und das gab dem Löwen den Rest.

Nun, das war etwas für die Jagdlust, aber nichts für den Hunger, und mir war sehr leid um die drei Ladungen Pulver und Schrot für ein Tier, das uns zu nichts nützte war. Doch Xury sagte, er wollte etwas von ihm haben; er kam also an Bord und bat mich um das Beil. »Wozu, Xury?«, sagte ich. »Sein Kopf ich abschneiden«, erwiderte er. Seinen Kopf abschneiden konnte er aber nicht, er musste sich mit einem Fuß begnügen und brachte ihn zum Boot, der Fuß war ungeheuer groß.

Ich überlegte, ob nicht das Fell uns auf die eine oder andere Art noch nützlich sein könnte, und beschloss, es dem Löwen, wenn möglich, abzu ziehen. Xury und ich machten uns also ans Werk; aber Xury verstand das Handwerk viel besser als ich, der ich nur schlecht damit zurechtkam. Wir hatten alle beide den ganzen Tag damit zu tun, bis wir ihm endlich die Haut ganz abgezogen hatten. Wir breiteten das Fell auf dem Dach unserer Kajüte aus, in zwei Tagen war es von der Sonne getrocknet, und ich verwendete es später als Unterdecke.

Nach diesem Aufenthalt segelten wir zehn oder zwölf Tage beständig in Richtung Süden, waren sparsam mit unserem Proviant, der rasch zur Neige ging, und landeten nur, wenn wir kein frisches Wasser mehr hatten. Mein Plan war, den Fluss Gambia oder den Senegal zu erreichen, das heißt also etwa das Gebiet von Kap Verde, wo ich hoffte, auf europäische Schiffe zu stoßen. Sollte mir das nicht glücken, so blieb mir nichts übrig, als mich auf die Suche nach den Inseln zu machen oder dort unter den Negern elend umzukommen. Ich wusste, dass alle Schiffe von Europa, die entweder nach der Küste von Guinea oder nach Brasilien oder nach Ostindien fuhren, das Kap oder die Inseln besuchten; kurz, ich setzte mein Schicksal allein auf diesen einen Punkt: Entweder ich traf auf ein Schiff, oder ich musste zugrunde gehen.

Nachdem ich meinem Entschluss, wie ich schon gesagt habe, weitere zehn Tage lang gefolgt war, begann ich zu merken, dass das Land bewohnt war. An zwei oder drei Orten, wo wir vorbeisegelten, sahen wir Menschen am Ufer stehen und nach uns Ausschau halten; wir sahen auch, dass sie kohlrabenschwarz und splitternackt waren. Einmal wollte ich gern an die Küste zu ihnen gehen, aber Xury riet mir besser und sagte: »Nicht geh, nicht geh.« Dennoch fuhr ich jetzt näher am Ufer entlang, damit ich mit ihnen reden könnte, und ich sah, wie sie ein gutes Stück Weges hinter mir herliefen, auch dass sie keine Waffen trugen, bis auf einen, der einen langen, dünnen Stock hatte, eine Lanze, wie Xury sagte, mit denen die Eingeborenen sehr geschickt und zielsicher umgehen können. So blieb ich in einiger Entfernung, unterhielt mich aber mit ihnen, so gut es ging, durch Zeichen, gab ihnen vor allem zu verstehen, dass wir gern etwas zu essen hätten. Sie wink-

ten mir, ich sollte das Boot anhalten, so würden sie mir Speise bringen; darauf setzte ich mein Segel etwas tiefer und legte bei, und zwei von ihnen rannten landeinwärts, kamen nach weniger als einer halben Stunde wieder zurück und brachten zwei Stücke gedörrtes Fleisch und etwas Getreide, wie es bei ihnen dort wächst, aber wir kannten weder das eine noch das andere. Dennoch hätten wir es gern angenommen, wussten aber nicht, wie wir dazu kommen sollten, da ich nicht geneigt war, mich zu ihnen an Land zu wagen, und sie auch nicht weniger Angst vor uns hatten. Sie fanden jedoch einen für beide Teile annehmbaren Weg, indem sie nämlich das Essen an den Strand brachten und dort niederlegten, sich selber aber entfernten und warteten, bis wir alles an Bord gebracht hatten. Erst dann kamen sie wieder in unsere Nähe.

Wir bedankten uns durch Zeichen, denn wir besaßen nichts, was wir ihnen hätten geben können; doch bot sich den Augenblick eine prächtige Gelegenheit, ihnen einen Gefallen zu erweisen. Während wir nämlich noch am Strand lagen, kamen zwei große Raubtiere, von denen das eine, wie uns schien, das andere mit großer Wut verfolgte, von den Hügeln herunter ans Meer gelaufen. Ob es das männliche Tier war, das das weibliche verfolgte, ob sie einander zum Spaß oder im Ernst jagten, konnten wir nicht erkennen, ebenso wenig als wir wussten, ob dies ein gewöhnlicher oder ein ungewöhnlicher Vorfall war; es schien aber doch das Letztere der Fall. Denn erstens pflegen derlei Raubtiere nur bei Nacht aufzutauchen, und zweitens waren die Schwarzen, besonders die Frauen, darüber furchtbar erschrocken. Der Mann mit der Lanze oder dem Wurfspieß in der Hand blieb stehen, aber alle anderen flohen; die zwei Raubtiere freilich machten keine Miene, die Schwarzen zu überfallen, sondern stürzten sich geradewegs ins Wasser, tauchten unter und schwammen umher, als ob sie zu ihrem Vergnügen hergekommen wären. Schließlich kam das eine der beiden Tiere näher ans Boot, als ich erwartet hatte; ich war aber auf der Hut und hatte in aller Eile meine Flinte geladen und Xury gebeten, mit den beiden anderen ein Gleiches zu tun; als das Untier nahe genug herangekommen war, feuerte ich und schoss es mitten durch den Kopf. Sofort ging es unter, tauchte aber gleich wieder in die Höhe und taumelte im Todeskampf auf und nieder. Es arbeitete sich ans Ufer heran, aber die tödliche Wunde und das viele verschluckte Seewasser machten ihm, ehe es noch aufs Trockene kam, den Garaus.

Die Bestürzung der armen Geschöpfe über den Knall und das Feuer aus meiner Flinte ist nicht zu beschreiben; einige kamen vor Angst dem Sterben nahe und stürzten vor Schreck wie tot zu Boden. Aber als sie sahen, dass das Raubtier untergegangen und verreckt war, und ich ihnen mit Zeichen be-

deutete, dass sie wieder an den Strand kommen könnten, da fassten sie sich ein Herz, kamen herbei und begannen, nach dem Tier zu suchen. Ich entdeckte es an seinem Blut, das das Wasser färbte; und mithilfe eines Seils, das ich um seinen Leib wand und den Schwarzen zuwarf, zogen sie es an Land. Da fand sich's, dass es ein ungemein schöner, herrlich gefleckter Leopard war; und die Neger streckten ihre Hände in die Höhe vor Verwunderung darüber, womit ich ihn wohl getötet hätte.

Das zweite Raubtier war, erschreckt vom Feuerstrahl und vom Knall der Büchse, ans Ufer geschwommen und geradewegs zurück in die Berge gelaufen, aus denen sie gekommen waren (doch konnte ich auf die Entfernung nicht erkennen, was das für ein Tier war). Ich merkte gleich, dass den Negern das Wasser im Mund zusammenlief nach dem Fleisch der Bestie, also beschloss ich, ihnen das Fleisch als Geschenk zu überlassen; wir verständigten uns durch Zeichen, und sie waren mir sehr dankbar, fielen augenblicklich darüber her, und obwohl sie keine Messer hatten, zogen sie ihm doch mit einem gespitzen Holz rasch und geschickt das Fell ab, viel rascher, als wir es vermocht hätten. Sie boten mir Fleisch an, ich lehnte ab und tat so, als wollte ich's ihnen verehren, deutete aber auf das Fell, das sie mir willig überließen; außerdem brachten sie mir noch viel mehr Esswaren aus ihren Vorräten, die ich zwar nicht kannte, aber doch mit Dank annahm. Dann bat ich durch Zeichen um Wasser, hielt ihnen einen meiner Krüge umgekehrt entgegen, um ihnen zu zeigen, dass er leer war und dass ich ihn gern gefüllt hätte. Sofort riefen sie einige von ihnen herbei, und es tauchten zwei Weiber auf, die ein großes irdenes und, wie ich vermute, in der Sonne gebranntes Gefäß trugen; das stellten sie, wie sie es schon früher getan hatten, für mich hin, und ich sandte Xury mit allen drei Krügen an Land, um sie zu füllen. Diese Weiber waren ebenso wie die Männer splitternackt.

Nun war ich mit Wurzeln, Getreide und Wasser wohl versehen; also verließ ich meine freundlichen Neger und fuhr elf Tage lang immer geradeaus, ohne ans Ufer zu gehen, bis ich zu einem Punkt kam, wo sich das Land, in einer Entfernung von vier oder fünf Seemeilen vor mir, weit ins Meer hinaus erstreckte. Da das Meer ganz ruhig war, hielt ich mich weit draußen, um den Punkt zu umsegeln. Endlich, nachdem ich in einem Abstand von ungefähr zwei Meilen die Spitze umfahren hatte, sah ich deutlich auch auf der Seeseite Land, woraus ich schloss, dass jenes unfehlbar das Kap Verde und dieses daher die nach ihm so benannten Kapverdischen Inseln seien. Sie waren jedoch noch weit weg, und ich wusste nicht, was ich nunmehr tun sollte; wenn mich nämlich plötzlich ein starker Wind erfasste, so konnte ich leicht alle beide verfehlen.

In diesem Zwiespalt ging ich sehr nachdenklich in die Kabine und setzte mich hin, als Xury, den ich ans Ruder gestellt hatte, plötzlich aus vollem Hals schrie: »Herr, Herr! Ein Schiff mit ein Segel!« Der törichte Junge war außer sich vor Angst, weil er glaubte, das könnte nur ein Schiff unseres gewesenen Herrn sein, das uns verfolgte, obwohl ich doch wusste, dass die Mohren uns nicht mehr schaden konnten. Ich sprang aus der Kabine und sah augenblicklich nicht nur das Schiff, sondern auch, was für eines es war, nämlich ein portugiesisches, welches meiner Mutmaßung nach auf der Fahrt nach Guinea war, um Negersklaven zu holen. Als ich seinen Kurs jedoch näher betrachtete, merkte ich wohl, dass das nicht seine Absicht war und dass es keine Miene machte, sich der Küste zu nähern; darum hielt ich mit allen Kräften aufs offene Meer zu, damit ich, wenn das möglich wäre, mit ihnen sprechen könnte.

Aber ich sah bald, dass ich sie mit meiner ganzen Segelkraft nicht erreichen konnte, dass sie fort sein würden, ehe ich ihnen auch nur ein Zeichen geben konnte; nach äußerster und doch vergeblicher Anstrengung begann ich eben zu verzweifeln, da erblickten sie mich, so schien es, mithilfe ihrer Ferngläser, und sahen auch, dass es ein europäisches Boot war, das zu einem verunglückten Schiff gehören musste; also holten sie einige Segel ein und ließen mich aufholen. Ich fasste Mut, und da ich meines Patrons Flagge noch besaß, ließ ich sie zum Zeichen meiner Not in die Luft steigen, feuerte auch meine Flinte ab, was sie beides bemerkten, wobei sie mir nachher erzählten, dass sie zwar nicht den Schuss gehört, wohl aber den Rauch gesehen hatten. Auf diese Notzeichen hin waren sie menschlich genug, beizudrehen und auf mich zu warten, und nach etwa drei Stunden lag ich neben ihnen.

Sie fragten mich, wer ich sei, auf Portugiesisch, Spanisch und Französisch, aber ich verstand keine von den drei Sprachen; endlich fragte mich ein schottischer Matrose, der mit an Bord war, und ich antwortete ihm, ich sei ein Engländer und aus der Sklaverei bei den Mohren in Salé geflohen; darauf hießen sie mich an Bord kommen und nahmen mich und meine Habe freundlich auf.

Es war, wie sich jeder vorstellen kann, eine unaussprechliche Freude für mich, dergestalt aus einem, wie ich meinte, völlig elenden, ja fast hoffnungslosen Zustand wie dem vorigen erlöst zu sein; zum Dank für meine Errettung bot ich sogleich alles, was ich besaß, dem Kapitän des Schiffes. Doch der erwiderte mir großzügig, er werde nichts von mir annehmen, sondern alles, was ich besaß, sollte mir nach unserer Ankunft in Brasilien sicher ausgehändigt werden. »Denn«, so sagte er, »ich habe Euer Leben nur zu den Bedingungen gerettet, zu denen ich selber gerettet zu werden wünschte, und es

kann eines Tages sehr wohl mein Schicksal sein, in den gleichen Umständen aufgelesen zu werden; außerdem«, fuhr er fort, »wenn ich Euch schon nach Brasilien bringe, so weit entfernt von Eurer Heimat, Ihr würdet verhungern, wenn ich Euch alles wegnähme, was Ihr noch habt; damit würde ich Euch das Leben, das ich gerettet habe, nur wieder nehmen. Nein, nein, *Signior Inglese* (Herr Engländer)«, sagte er, »ich werde Euch umsonst dahin bringen, und was Ihr besitzt, soll Euch den Lebensunterhalt in Brasilien und die Heimreise gewinnen helfen.«

Der Kapitän war ebenso gütig in seinem Versprechen wie pünktlich in dessen Erfüllung; er untersagte den Matrosen, meine Sachen auch nur anzu-rühren; dann nahm er alles zu sich in Verwahrung und gab mir ein genaues Verzeichnis, damit ich alles, sogar meine drei irdenen Krüge, wieder zurück-bekäme.

Was mein Boot betrifft, so bemerkte er gleich, dass es nicht schlecht war, er sagte mir, er würde es gern für das Schiff kaufen, und fragte mich, was ich dafür verlangte. Ich antwortete, er sei in jeder Hinsicht so großzügig zu mir gewesen, dass ich keinen Preis für das Boot nennen, sondern denselben gänzlich ihm überlassen wollte; darauf sagte er, er wollte es mir schriftlich geben, dass ich in Brasilien 80 spanische Goldstücke dafür erhalten sollte, und wenn dort jemand noch mehr dafür böte, wollte er mir den Rest noch draufzahlen. Überdies offerierte er 60 spanische Goldstücke für meinen Jungen, den Xury, die ich ungern annahm, nicht weil ich Xury dem Kapitän nicht gönnte, sondern weil es mir schwerfiel, des armen Jungen Freiheit zu verkaufen, wo er mir so treu geholfen hatte, meine eigene zu erringen. Als ich dem Kapitän meine Bedenken mitteilte, fand er sie nicht unbillig, schlug mir aber als Lösung einen Mittelweg vor, nämlich, sich dem Jungen zu verpflichten, ihn freizugeben, sobald er zehn Jahre bei ihm gedient habe und ein Christ geworden sei; zu diesen Bedingungen und weil Xury selber Lust zu der Sache hatte, überließ ich ihn denn dem Kapitän.

Wir hatten bis Brasilien eine sehr gute Fahrt und kamen rund zweiund-zwanzig Tage danach in der *Baía de Todos os Santos* oder Allerheiligenbucht an. Und nun war ich wieder einmal aus den allerelendesten Umständen er-rettet und musste überlegen, was ich als Nächstes mit mir anfangen wollte.

Der großzügigen Behandlung, die mir der Kapitän zuteilwerden ließ, kann ich nicht oft genug gedenken: Er wollte für meine Passage keinen Hel-ler, gab mir zwanzig Dukaten für das Leopardenfell, vierzig für das Löwen-fell, das ich in meinem Boot gehabt hatte, er veranlasste, dass mein gesamter Besitz, den ich im Schiff gehabt hatte, mir pünktlich ausgehändigt wurde. Was ich verkaufen wollte, kaufte er, wie zum Beispiel die Flaschenkiste, zwei

von meinen Flinten, ein Stück von dem Wachsklumpen (denn aus dem Rest hatte ich Kerzen gemacht), mit einem Wort, mein Hab und Gut brachte mir einen Erlös von 220 spanischen Goldstücken, und mit diesem Grundkapital ging ich in Brasilien an Land.

Ich war noch nicht lange dort, da empfahl mich der Kapitän an das Haus eines ebenso ehrlichen Mannes wie er selber, der ein *Ingenio*, wie sie es nannten, besaß, das heißt, eine Zuckerpflanzung nebst einer Zuckersiederei. Bei diesem Mann lebte ich einige Zeit und machte mich vertraut mit dem Pflanzen und Kochen des Zuckers; und da ich sah, wie gut die Zuckerpflanzer lebten und wie rasch sie reich wurden, beschloss ich, falls ich nur die Erlaubnis dazu bekäme, einer der Ihren zu werden und bis dahin herauszufinden, wie ich das Geld, das ich in London zurückgelassen hatte, hierherholen könnte. Zu diesem Zweck ließ ich mich durch eine Art Urkunde naturalisieren, erwarb so viel unbebautes Land, als mein Geldbeutel mir gestattete, und machte einen Voranschlag, wie ich das aus England zu erwartende Geld richtig bei der Pflanzung und Ansiedlung verwenden könnte.

Ich hatte einen Nachbarn, einen Portugiesen aus Lissabon, doch von englischen Eltern geboren, mit Namen Wells, der in ganz ähnlichen Verhältnissen war wie ich. Ich nenne ihn Nachbar, weil seine Pflanzung neben der meinen lag und weil wir gut miteinander auskamen. Mein Kapital war, wie auch seines, nur gering; und die ersten zwei Jahre lang pflanzten wir eigentlich nur fürs Essen. Langsam jedoch ging es bergauf mit uns, das Land brachte genügend Ertrag, dass wir im dritten Jahr bereits etwas Tabak anpflanzen konnten, auch richtete jeder von uns ein großes Stück Feld für das nächste Jahr zum Anbau von Zuckerrohr her. Aber beide brauchten wir dringend fremde Hilfe, und nun merkte ich erst deutlich, wie falsch es gewesen war, mich von Xury, meinem Jungen, zu trennen.

Aber ach, es war kein Wunder, dass ich, der ich immer alles falsch machte, auch hier nicht das Richtige getroffen hatte, mir blieb nichts übrig, als weiterzumachen; ich hatte mich auf eine Tätigkeit eingelassen, zu der ich wenig Anlage hatte, die der von mir geliebten Lebensart zuwiderlief. Nicht dafür hatte ich schließlich meines Vaters Haus verlassen und seinen guten Rat in den Wind geschlagen, ja, ich war auf dem besten Weg, in eben jenen Mittelstand oder in die obere Hälfte des niederen Standes einzutreten, wozu mir mein Vater so eindringlich geraten hatte, und wenn ich so weiterlebte, so hätte ich ebenso gut zu Hause bleiben können und mich nicht in der Welt herumzuschlagen brauchen, wie ich es getan hatte; oft pflegte ich zu mir selber zu sagen, dass ich alles das genauso gut unter meinen Freunden in England hätte tun können und mich zu solchem Zweck nicht 5000 Meilen

weit weg begeben musste, zu Fremden und Wilden in die Wüste und in eine solche Entfernung von zu Hause, dass niemals auch nur die mindeste Kunde aus jenem Teil der Welt, wo man mich kannte, zu mir dringen konnte.

Solcherart betrachtete ich meine derzeitige Lage mit dem größten Bedauern. Ich hatte keinen Menschen, mit dem ich umgehen konnte, außer dann und wann meinen Nachbarn, keine andere Arbeit als die meiner Hände; ich verglich mich öfter mit einem Mann, der auf eine einsame Insel verschlagen war und dort keinen Menschen hatte als nur sich selber. Aber wie recht geschah mir, und wie sollten alle Menschen bedenken, wenn sie ihren gegenwärtigen Zustand mit einem anderen, ärgeren vergleichen, dass der Himmel sie vielleicht wirklich einmal in diesen anderen Zustand versetzen wird, sodass sie durch Erfahrung lernen, wie glücklich sie vorher hätten sein können – ich sage, wie recht geschah mir, dass das wahrhaft einsame Leben auf einer völlig verlassenen Insel mir vom Schicksal beschieden wurde, mir, der ich dieses Leben so oft und mit so wenig Berechtigung mit dem Leben verglich, das ich damals führte und das mich, wenn ich nur dabei geblieben wäre, aller Wahrscheinlichkeit nach zu großer Wohlhabenheit und großem Reichtum geführt hätte.

Ich hatte meine Pflanzung schon einigermaßen nach meinen Vorstellungen eingerichtet, ehe mein guter Freund, der Kapitän, der mich aus dem Meer aufgelesen hatte, wieder abreiste; das Schiff hatte nämlich mit dem Laden und Reisevorbereitungen an die drei Monate gebraucht. Als ich dem Kapitän von dem kleinen Kapital erzählte, das ich in London zurückgelassen hatte, gab er mir folgenden freundlichen und aufrichtigen Rat: »*Signior Inglese*«, sagte er, denn so nannte er mich immer, »wenn Ihr mir Briefe mitgeben wollt und eine förmliche Vollmacht nebst Order an die Person, die Euer Geld in London verwahrt, sie solle nämlich Eure Barschaft nach Lissabon an von mir zu bestimmende Personen senden, und zwar in Form von Waren, wie sie in diesem Land gebraucht werden, so werde ich Euch den Erlös daraus, so Gott will, bei meiner Rückkehr überbringen. Weil aber alle menschlichen Dinge dem Wechsel und allerhand Unstern unterworfen sind, würde ich an Eurer Stelle die Order nur für hundert Pfund Sterling ausfertigen, was, wie Ihr sagt, die Hälfte Eures Kapitals ist. Kommt dieses glücklich an, so mögt Ihr den Rest auf dieselbe Weise nachkommen lassen; schlägt es fehl, so ist Euch doch noch die Hälfte des Kapitals geblieben.«

Das war ein so vernünftiger und allem Ansehen nach guter Rat, dass ich nicht anders als davon überzeugt sein konnte; also schrieb ich Briefe an die Dame, bei der ich mein Geld gelassen hatte, nebst einer Vollmacht für den Kapitän, wie er sie gewünscht hatte.

Ich gab der englischen Kapitänswitwe einen ausführlichen Bericht aller meiner Abenteuer, über Sklaverei, Flucht und wie ich den portugiesischen Kapitän auf See getroffen hatte, beschrieb ihr, wie gut er zu mir gewesen war und in welcher Lage ich mich zurzeit befand, nebst allen anderen nötigen Angaben wegen meines Geldes, das sie mir schicken sollte; und als mein ehrlicher Kapitän in Lissabon angekommen war, fand er Gelegenheit, über einige dort ansässige englische Kaufleute nicht nur die Order, sondern auch einen ausführlichen Bericht über mein Schicksal nach London an einen Kaufmann zu schicken, der alles richtig der Witwe hinterbrachte. Darauf händigte sie ihm das Geld aus und legte aus ihrer eigenen Tasche noch ein ansehnliches Geschenk für den Kapitän dazu, zum Dank für seine an mir erzeigte Menschlichkeit und Güte.

Der Londoner Kaufmann legte meine 100 Pfund in englischen Waren an, die der Kapitän ihm vorher bezeichnet hatte, und sandte sie ihm geradewegs nach Lissabon, und dieser brachte alles glücklich und unbeschädigt nach Brasilien. Ohne mein Zutun (denn ich war noch zu jung, um zu wissen, was mir mangelte) hatte der Kapitän auch noch allerhand Werkzeug, eiserne Geräte und anderen Hausrat schicken lassen, was ich alles auf meiner Pflanzung bestens verwenden konnte.

Als die Waren ankamen, hielt ich mein Glück für gemacht und war voll Freude; und mein guter Anwalt, der Kapitän, hatte außerdem die fünf Pfund, die meine Freundin ihm zum Geschenk gemacht hatte, dazu verwendet, einen Diener für mich auf sechs Jahre anzuwerben und mitzubringen, und wollte durchaus keine Entschädigung von mir annehmen außer ein wenig Tabak, den ich ihm aufdrängen konnte mit dem Hinweis, er stamme von meiner eigenen Pflanzung.

Das war noch nicht alles; da meine Waren alles englische Erzeugnisse waren, Tuche, Wollstoffe, schwere Wolldecken und andere besonders wertvolle und hier nicht leicht erhältliche Dinge, so fand ich Gelegenheit, sie äußerst vorteilhaft zu verkaufen; ich kann sagen, ich erzielte mehr als den vierfachen Wert der Ladung und war nun meinem armen Nachbarn, was die Zukunft meiner Pflanzung anbelangte, weit überlegen; als Erstes kaufte ich mir einen schwarzen Sklaven und mietete einen europäischen Diener noch dazu; ich meine, noch einen außer dem, den mir der Kapitän von Lissabon mitgebracht hatte.

Wie aber schlecht genutzter Reichtum nicht selten die Ursache größten Elends wird, so ging es auch mit mir. Im folgenden Jahr hatte ich von meiner Pflanzung große Einnahmen. Auf meinem eigenen Boden erntete ich 50 große Rollen Tabak, nicht gerechnet, was ich meinen Nachbarn für ihren

Bedarf überlassen hatte; und diese 50 Rollen, von denen jede über 112 Pfund wog, wurden gut gebeizt gelagert, bis die Flotte aus Lissabon zurück war. Da nun dergestalt mein Geschäft und mein Reichtum an Umfang zunahmen, füllte mein Kopf sich langsam mit Unternehmungen und Projekten, die über meine Verhältnisse gingen; wie das in der Tat häufig der Ruin guter Kaufleute ist.

Hätte ich mich mit meinen damaligen Verhältnissen zufriedengegeben, ich wäre sicher in den Genuss all jener Annehmlichkeiten gekommen, um derentwillen mir mein Vater so dringend ein ruhiges, zurückgezogenes Leben empfohlen und mir so verständig beschrieben hatte, wie der Mittelstand des Lebens voll von derlei Bequemlichkeiten sei. Aber andere Dinge warteten meiner, und es war mir bestimmt, der Schmied meines eigenen Unglücks zu werden, meine Schuld vor Gott zu vergrößern und die Reue über mich selber zu verdoppeln, wozu es mir in meinem künftigen Elend an Muße nicht fehlen sollte. Alle meine Verirrungen entsprangen der Hartnäckigkeit, mit der ich an meiner törichten Neigung, in der Welt umherzuschweifen, festhielt und ihr auch dort nachgab, wo sie den günstigsten Ausichten zuwiderlief, mir selber durch gerades und zielstrebiges Trachten nach jenen Lebensumständen und Prospekten, welche Natur und Vorsehung mir im Verein angeboten hatten, zu einem ehrlichen Wohlergehen zu verhelfen, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Wie damals, als ich meinen Eltern davongelaufen war, konnte ich auch jetzt nicht still sitzen, sondern musste fort, und ich sagte meiner guten Zukunft als wohlhabender und erfolgreicher Pflanzer Ade, nur weil ich in maßloser Begierde schneller steigen wollte, als die Natur der Dinge es zuließ; und so stürzte ich mich selber wieder in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends, in den je, ohne den letzten Rest Leben und Gesundheit einzubüßen, ein Mensch gefallen ist.

Um denn in der gehörigen Reihenfolge zu den Einzelheiten dieses Teils meiner Geschichte zu kommen, so kann der Leser sich denken, dass ich jetzt, nach fast vier Jahren, die ich in Brasilien gelebt hatte und in denen ich ein erfolgreicher Pflanzer geworden war, nicht nur die Sprache gelernt, sondern sowohl unter den mir benachbarten Pflanzern als auch unter den Kaufleuten von St. Salvador, unserem Hafen, viele Freunde und Bekannte gefunden hatte. In manchem Gespräch hatte ich ihnen von meinen zwei Reisen an die Küste von Guinea erzählt, vom Handel mit den Schwarzen, und wie leicht es sei, an dieser Küste im Tausch gegen Kleinigkeiten wie Glasperlen, Spielzeug, Messer, Scheren, Beile, Glasstücke und dergleichen nicht nur Goldstaub, guineisches Getreide, Elefantenzähne usw. einzuhandeln, sondern auch viele Neger zur Sklavenarbeit in Brasilien. Sie hörten meinen Er-

zählungen über diese Dinge immer sehr aufmerksam zu, besonders wenn ich über den Handel mit Negern sprach, welcher Handel damals noch nicht weit gediehen und außerdem nur mit Assientos, das sind besondere Genehmigungen der Könige von Spanien und Portugal, ausgeübt werden durfte und von ihnen besteuert wurde, sodass die wenigen Neger, die überhaupt herüberkamen, außerordentlich teuer waren.

Als ich einmal in Gesellschaft einiger Kaufleute und Pflanzer aus meiner Bekanntschaft sehr angelegentlich über diese Dinge gesprochen hatte, besuchten mich drei von ihnen am nächsten Morgen und sagten, sie hätten gründlich über meine Worte von gestern Abend nachgedacht und kämen nun zu mir, um mir im Geheimen einen Vorschlag zu machen; nachdem ich ihnen Stillschweigen gelobt hatte, erklärten sie mir ihre Absicht, ein Schiff nach Guinea auszurüsten; sie alle hätten Pflanzungen wie ich, und an nichts fehle es ihnen so sehr als an Sklaven. Wie die Dinge lagen, konnte man daraus keinen eigentlichen Handel machen, da man die Neger ja nicht öffentlich verkaufen durfte; sie wollten also nur eine einzige Reise für ihren Bedarf machen, um die Neger insgeheim hierherzubringen und sie dann auf ihren eigenen Pflanzungen unterzubringen; mit einem Wort: Die Frage war, ob ich als ihr Beauftragter mit dem Schiff nach Guinea fahren und dort den Kauf in die Wege leiten wollte. Mir selber boten sie einen dem ihren entsprechenden Anteil an den Negern, ohne dass ich einen Teil zum Kapital beizusteuern brauchte.

Das wäre zugegebenermaßen ein gutes Angebot gewesen für jemand, der sich nicht um eine eigene Niederlassung und Pflanzung hätte kümmern müssen, die sich blühend entwickelte und auf der ein ansehnliches Kapital lag. Aber ich, der ich nur dabeibleiben, der ich nur drei oder vier Jahre auf diese Art weitermachen, mir die anderen 100 Pfund von England schicken lassen musste, sodass ich es mit dieser kleinen Zugabe nach einiger Zeit gewiss auf drei- oder viertausend Pfund Sterling gebracht hätte, und auch das wäre noch gewachsen – für mich bedeutete der Gedanke an eine solche Reise das Allerverkehrteste, was ein Mann in solchen Umständen sich überhaupt einfallen lassen kann.

Aber ich, dazu geboren, um mich selber ins Verderben zu bringen, ich konnte diesem Angebot ebenso wenig widerstehen, wie ich einst meine abenteuerlichen Reisepläne hatte aufgeben können, als meines Vaters guter Rat an mir verloren war. Kurz, ich sagte ihnen, ich ginge von Herzen gern, wenn sie es nur übernehmen wollten, sich in meiner Abwesenheit um meine Pflanzung zu kümmern und sie, sollte mir etwas zustoßen, meinem Willen gemäß zu verwalten. Das versprachen sie und verpflichteten sich schrift-

lich und unter Eid dazu, und ich machte ein förmliches Testament, in dem ich meine Pflanzung und meine gesamte bewegliche Habe im Fall meines Todes dem Schiffskapitän vermachte, der mir das Leben gerettet hatte, mit der Bedingung, dass er damit wie angegeben verfare, nämlich die eine Hälfte des Ertrags als sein Eigentum betrachte, die andere aber nach England verschiffe.

Kurz, ich traf alle erdenklichen Maßnahmen, um meinen Besitz zu sichern und meine Pflanzung zu erhalten; hätte ich nur halb so viel Vorsicht auf mein eigenes Schicksal verwandt, hätte ich mir klargemacht, was ich tun sollte und was nicht, ich hätte gewiss einem so wohl prosperierenden Eigentum, einer so vielversprechenden Zukunft nicht wegen einer ungewissen Seereise mit allen ihren Gefahren den Rücken gekehrt, ganz abgesehen davon, dass ich wohl Grund hatte, um für mich im Besonderen Unglück zu erwarten.

Aber es trieb mich vorwärts, blindlings folgte ich einer Grille mehr als meiner Vernunft; als nun das Schiff gemäß der Verabredung ausgerüstet, die Ladung an Bord gebracht und alles bereit war, ging ich in einer abermals unglücklichen Stunde an Bord: es war der 1. September 1659, der achte Jahrestag meines ersten Aufbruchs, als ich Vater und Mutter verlassen hatte als ein Aufsässiger gegen sie und ein Narr gegen mich selber.

Unser Schiff hatte etwa 120 Tonnen Fracht, 6 Kanonen und 14 Mann, nicht gerechnet den Kapitän, seinen Jungen und mich. Wir führten keine großen Güter mit uns, sondern nur Kleinkram für den Handel mit den Negern, wie Glasperlen, Glasstücke, Muscheln und ähnlichen Krimskrams, kleine Spiegel, Messer, Scheren, Beile und dergleichen.

Am gleichen Tag, da ich an Bord ging, setzten wir noch die Segel und steuerten die Küste entlang in nördlicher Richtung, mit der Absicht, bei 10 oder 12 Grad nördlicher Breite Afrika anzupeilen, was damals wohl der übliche Kurs war. Das Wetter war sehr gut, nur ungewöhnlich heiß, solange wir unserer Küste entlangfuhren, bis wir schließlich auf die Höhe von Kap St. Augustino kamen, von wo wir Kurs aufs offene Meer nahmen und das Land aus den Augen verloren. Wir hielten zuerst auf die Insel Fernando de Noronha zu, Kurs Nordost zu Ost, und ließen diese östlich liegen. Auf diesem Kurs passierten wir nach etwa zwölf Tagen den Äquator; unsere letzte Standortberechnung zeigte uns auf 7 Grad 22 Minuten nördlicher Breite, als uns plötzlich ein heftiger Tornado oder Hurrikan völlig aus der Richtung brachte. Er begann aus Südosten, sprang um nach Nordwesten und setzte sich dann in Nordost fest, von wo er mit so furchtbarer Wut blies, dass wir zwölf Tage lang nichts anderes tun konnten, als uns, immer vor ihm weg-

laufend, treiben zu lassen, wohin es dem Schicksal und der Wut der Winde beliebte; ich brauche wohl nicht zu sagen, dass ich in diesen Tagen stündlich damit rechnete, von der See verschlungen zu werden; und es hoffte auch kein anderer auf dem Schiff, mit dem Leben davonzukommen.

In dieser Not starb zu all dem Schrecken des Sturms noch einer von unseren Leuten am hitzigen Fieber, und einen anderen samt dem Jungen spülten die Wellen über Bord. Gegen den zwölften Tag wurde das Wetter ein wenig ruhiger, der Kapitän machte, so gut es ging, eine Berechnung und fand, dass wir auf etwa 11 Grad nördlicher Breite, aber 22 Längengrade weiter westlich vom Kap St. Augustino standen. Seiner Rechnung nach waren wir also auf die Küste von Guayana oder Nordbrasilien zugetrieben, über den Amazonenfluss hinaus gegen den Orinoko, der gemeinhin nur der Große Strom genannt wird; der Kapitän beriet nun mit mir, welchen Kurs wir nehmen sollten, denn das Schiff war leck und übel zugerichtet, und er wollte geradewegs zurück nach Brasilien segeln.

Ich war durchaus dagegen; wir studierten zusammen die Karten der amerikanischen Küste und kamen zu dem Schluss, es sei hier kein bewohntes Land vorhanden, zu dem wir Zuflucht nehmen könnten, ehe wir nicht in den Kreis der Karibischen Inseln kämen. Also hielten wir Kurs auf Barbados, was wir, wenn wir in die offene See hinaussteuerten und die Enge der Bay oder des Golfs von Mexiko vermieden, in fünfzehn Tagen, so hofften wir, leicht erreichen konnten; hingegen war es weder uns noch dem Schiff möglich, ohne einigen Beistand uns direkt auf den Weg nach Afrika zu machen. Wir änderten also unseren Kurs und steuerten Nordwest zu West, um so eine unserer englischen Inseln zu erreichen und dort Hilfe zu finden. Aber es war uns anders bestimmt, denn unter 12 Grad 18 Minuten nördlicher Breite überfiel uns ein neuer Sturm, der uns mit solcher Gewalt westwärts jagte und uns von allen gewohnten Handelswegen der Menschen so weit abtrieb, dass wir auch im Falle unserer Rettung aus der Seenot eher Aussicht gehabt hätten, von den Wilden gefressen zu werden, als jemals wieder in unser eigenes Land zurückzugelangen.

In dieser Not, der Wind blies immer mit unverminderter Heftigkeit, rief am frühen Morgen einer unserer Männer plötzlich: »Land!« Kaum waren wir alle, in der Hoffnung zu sehen, wo wir denn in Gottes Namen wären, aus den Kajüten gestürzt, da fuhr das Schiff auf eine Sandbank auf, und weil seine Fahrt so jählings gehemmt wurde, stürzte die See mit einer Gewalt darüber her, dass wir meinten, es sei um uns geschehen, und uns augenblicklich unter Deck verkrochen, um nur vor dem Schaum und der Gischt Schutz zu suchen.

Wer niemals selber in Seenot gewesen ist, kann die Bestürzung der Menschen in einer solchen Lage weder beschreiben noch sich vorstellen; wir wussten nicht, wo wir uns befanden, auf welches Land es uns verschlagen hatte, ob es eine Insel oder das Festland war, bewohnt oder unbewohnt; und da die Wut des Sturms immer noch anhielt, wenn auch nun ein wenig verringert, konnten wir nicht hoffen, dass das Schiff, ohne in Stücke zu bersten, sich länger als ein paar Minuten halten würde, wofern nicht der Wind durch ein Wunder noch umgesprungen wäre. Wir saßen also da, sahen einander an und warteten jeden Augenblick auf den Tod, ein jeder bereitete sich auf seine Art auf die andere Welt vor; denn mehr konnten wir in unserer Lage nicht mehr tun, wo es unser einziger Trost blieb, dass gegen alle Erwartung das Schiff noch nicht geborsten war und dass, wie der Kapitän sagte, der Wind nachzulassen begann.

Obschon wir zu bemerken meinten, dass der Wind ein wenig abzuflauen beginne, schwebten wir doch, weil das Schiff in den Sand gestoßen war und so fest darin saß, dass wir es nicht wieder flottmachen konnten, in einer erbärmlichen Lage, und wir konnten nichts anderes tun, als unser Leben zu retten versuchen, so gut es ging. Gerade vor dem Sturm hatten wir ein Boot am Heck ausgesetzt, aber das war erst durch häufiges Stoßen gegen das Steuerruder leck geworden, dann hatte es sich losgerissen und war entweder gesunken oder aufs offene Meer getrieben, sodass wir nicht mehr darauf zählen konnten; wir hatten wohl noch ein anderes Boot an Bord, aber wie konnte man es ins Wasser bringen? Allein, da half kein Disputieren, das Schiff musste jeden Augenblick in Stücke gehen, ja einige behaupteten, es sei schon geborsten.

In dieser Not packte unser Steuermann das Boot, mithilfe der anderen Männer brachte er es über Bord, wir fielen alle hinein, elf Mann im Ganzen, und gaben uns in Gottes Hand und in die Gewalt der wilden See; der Sturm hatte zwar ziemlich nachgelassen, aber die See brandete furchtbar hoch über das Ufer und machte dem Beinamen »der wild Zee«, wie die Holländer sagen, alle Ehre.

Unsere Lage war jetzt völlig verzweifelt, denn wir alle sahen, dass die See zu hoch ging, als dass unser Boot standhalten konnte, und dass wir daher unfehlbar ertrinken müssten. Segel konnten wir nicht setzen, denn erstens hatten wir keine, und selbst wenn wir zweitens welche gehabt hätten, so hätten wir doch nichts damit anfangen können; so ruderten wir auf das Land zu, schweren Herzens, als ginge es zu unserer Hinrichtung; wussten wir doch alle, dass das Boot, sobald es sich dem Ufer näherte, von der Brandung in tausend Stücke zerschmettert würde. Wir empfahlen unsere Seelen

inbrünstig dem gnädigen Gott, und als der Wind uns zum Ufer trieb, beschleunigten wir mit eigenen Händen unseren Untergang, indem wir aus Leibeskräften ruderten.

Wir wussten nicht, war das Ufer felsig oder sandig, steil oder flach; der einzige Schatten von Hoffnung, den wir vernünftigerweise noch haben konnten, war, dass wir vielleicht in eine Bucht oder Flussmündung geraten und unser Boot mit viel Glück da hineintreiben könnten, sodass wir unter dem Wind an Land und vielleicht in ruhiges Wasser kämen. Aber als wir näher und näher ruderten, kam nichts dergleichen zum Vorschein, sondern was wir vom Land erblickten, war noch fürchterlicher als das Meer.

Nachdem wir unserer Berechnung nach etwa eineinhalb Seemeilen gerudert oder vielmehr getrieben waren, kam eine rasende, berghohe Welle von hinten über uns her und verhiess uns nichts Besseres als den sicheren Gnadenstoß. Mit einem Wort, sie erfasste uns mit solcher Gewalt, dass das Boot sofort umschlug, und ließ uns, die wir gleichzeitig vom Boot und auch voneinander getrennt wurden, kaum genug Atem, »O Gott!« zu rufen, sondern in einem Augenblick wurden wir alle vom Meer verschlungen.

Nichts kann die Verwirrung meiner Gedanken in dem Augenblick beschreiben, als ich fühlte, dass ich unterging; denn obgleich ich ein guter Schwimmer war, konnte ich mich doch nicht genügend lange aus dem Wasserschwall befreien, um Atem zu holen, bis die Welle, die mich eine gute Strecke ans Ufer getrieben oder eher geworfen hatte, sich verzehrt hatte und zurückflutete. Fast trocken, dazu aber halbtot wegen des vielen Meerwassers, das ich geschluckt hatte, lag ich am Strand. Immerhin hatte ich noch genug Geistesgegenwart und auch Atem, dass ich, nun dem Festland näher als erwartet, rasch auf die Beine kam und mich bemühte, so schnell als möglich ans Land zu gelangen, bevor die nächste Welle kam und mich zurückriss. Aber ich erkannte bald, dass ich dem nicht entgehen konnte; denn hoch wie ein großer Hügel sah ich die See hinter mir herkommen, ein wütender Feind, dem zu wehren ich weder Mittel noch Kräfte hatte; ich konnte nur den Atem anhalten, nach Möglichkeit obenauf bleiben und mich, so gut es ging, aufs Land zu halten. Meine größte Sorge war, dass die See, die mich beim Anlaufen weit auf das Ufer zu trüge, beim Zurücklaufen mich nicht mit sich fortriss.

Die Welle, die jetzt über mich kam, begrub mich sofort 20 bis 30 Fuß tief in sich, und ich fühlte, dass ich mit großer Kraft und Geschwindigkeit eine sehr weite Strecke landeinwärts getrieben wurde; ich hielt den Atem an und bemühte mich nach besten Kräften, noch weiter vorwärtszukommen. Eben, als ich vor Atemhalten am Bersten war, fühlte ich zu meiner großen

Erleichterung, dass ich in die Höhe kam und Kopf und Hände schon aus dem Wasser waren; und ob ich mich gleich kaum zwei Sekunden so halten konnte, half es mir doch sehr und gab mir Atem und neuen Mut. Wieder wurde ich eine gute Weile im Wasser begraben, aber nicht allzu lange, so dass ich's aushielt; und sobald ich spürte, dass die Wasser sich verlaufen hatten und zurückzufluten begannen, stemmte ich mich mit aller Macht gegen die rückflutende Woge und fühlte wieder Grund unter den Füßen. Ich blieb ein paar Augenblicke reglos, um Luft zu schnappen und das Wasser von mir ablaufen zu lassen, dann gab ich Fersengeld und lief mit aller Kraft, die ich noch hatte, weiter landeinwärts. Allein auch dies rettete mich nicht vor dem Grimm der rasenden See, die sich von Neuem auf mich stürzte und mich noch zweimal erfasste und mit sich riss wie vorher, da der Strand an dieser Stelle sehr flach war.

Beim letzten Mal wäre es beinahe um mich geschehen gewesen; denn die See, die mich herumwirbelte wie zuvor, trieb oder vielmehr schleuderte mich mit solcher Gewalt gegen eine Klippe, dass ich bewusst- und hilflos liegen blieb. Ich hatte einen so heftigen Stoß gegen Brust und Seite erhalten, dass mir der Atem gleichsam zum Hals herausfuhr; und wäre die Flut gleich wiedergekommen, ich wäre unfehlbar im Wasser erstickt. Aber kurz vor der Rückkehr der Wellen kam ich ein wenig zu mir, und als ich sah, dass ich wieder überrollt werden sollte, beschloss ich, mich an ein Stück des Felsens ganz fest anzuklammern und, wenn möglich, meinen Atem anzuhalten, bis die Welle wieder zurückging; da aber die Wellen hier in der Nähe des Ufers nicht mehr gar so hoch waren wie zuerst, konnte ich meinen Halt bewahren, bis der erste Anprall vorbei war, und wagte dann den nächsten Lauf, der mich so nah ans Ufer brachte, dass die nächste Welle, ob sie gleich über mir zusammenschlug, mich doch nicht fortzuspülen vermochte, und der nächste Lauf brachte mich endlich ans feste Land, wo ich mit großer Freude die Strandhügel hinaufkletterte und mich ins Gras setzte, endlich der Gefahr und dem Zugriff des Wassers entzogen.

So war ich jetzt wohlbehalten und sicher an Land und blickte zum Himmel empor und dankte Gott, dass er mein Leben, das noch vor wenigen Minuten verloren schien, gerettet hatte. Ich glaube, es ist unmöglich, getreu nach dem Leben Entzücken und Jubel der Seele zu beschreiben, wenn sie, so kann ich wohl sagen, aus dem Grab zurückgeholt worden ist; und ich wundere mich heute nicht mehr über den Brauch, einem armen Sünder, der mit dem Strick um den Hals schon auf der Leiter steht und eben hinuntergestoßen werden soll, aber plötzlich begnadigt wird – ich sage, ich wundere mich nicht, dass man ihm alsdann durch einen Barbier im gleichen Augenblick,

da er die Nachricht erfährt, die Adern öffnen lässt, damit der Schreck ihm nicht die Lebensgeister aus dem Herz treibt und ihn überwältigt; denn wie das Sprichwort sagt: »Jähe Freude trifft zuerst, als wär's ein Schmerz.« Ich ging am Strand auf und ab, meine Hände und, ich kann wohl sagen, mein ganzes Selbst emporgehoben, gänzlich aufgegangen in der Betrachtung meiner Errettung. Ich machte tausenderlei Gebärden und Bewegungen, die ich nicht beschreiben kann, ich betrachtete das Los meiner Kameraden, die alle ertrunken waren, und wie außer mir keine lebende Seele gerettet war; denn was meine Kameraden anbelangt, so sah ich auch später keine Spur mehr von ihnen, ausgenommen drei Hüte, eine Mütze und zwei ungleiche Schuhe.

Als ich meine Augen auf das gestrandete Schiff richtete, gingen Gischt und Brandung so hoch, dass ich es kaum sehen konnte, es war so weit weg, dass ich dachte: O Gott, wie bin ich nur glücklich hierhergekommen?

Nachdem ich mein Gemüt so durch Betrachtung der annehmlichen Seite meines Zustands getröstet hatte, blickte ich in die Runde, um zu sehen, wie der Ort beschaffen war, an den ich verschlagen worden, und was ich als Nächstes anfangen sollte. Aber da schwand mein Mut gleich wieder, und ich bemerkte wohl, dass dies, mit einem Wort, eine furchtbare Errettung sei; denn ich war nass, hatte keine trockenen Kleider, nichts zu essen oder zu trinken, um mich daran zu laben, noch hatte ich andere und bessere Ausichten, als hungers zu sterben oder von wilden Tieren verschlungen zu werden; besonders beunruhigte mich, dass ich keinerlei Waffe hatte, weder um Wildbret für meine Notdurft zu jagen und zu erlegen, noch um mich gegen andere Tiere zu verteidigen, die mich vielleicht ihrerseits zur Stillung ihrer Notdurft töten wollten. Mit einem Wort, ich hatte nichts als ein Messer, eine Tabakspfeife und etwas Tabak in einer Dose; das war mein ganzer Vorrat. Darüber geriet ich in solche Verzweiflung, dass ich eine Weile lang herumliefe wie ein Wahnsinniger. Als die Nacht hereinbrach, wurde mir das Herz vollends schwer bei der Vorstellung, wie mir's wohl gehen würde, wenn etwa Raubtiere hier heimisch wären, die ja immer des Nachts auf Beute auszugehen pflegen.

Mir fiel nichts Besseres ein, als auf einen dicht bewachsenen, tannenähnlichen, aber dornigen Baum zu klettern, der nicht weit von mir entfernt stand, und ich beschloss, die Nacht da oben zu verbringen und erst am Morgen mir weiter auszumalen, was für eines Todes ich wohl sterben würde, denn am Leben zu bleiben, hatte ich keine Hoffnung. Vorher ging ich noch etwa eine Achtelmeile landeinwärts und suchte nach frischem Wasser; zu meiner großen Freude fand ich auch welches, und nachdem ich getrunken

und gegen den Hunger etwas Tabak in den Mund gesteckt hatte, kehrte ich zum Baum zurück, stieg hinauf und versuchte, mich oben so einzurichten, dass ich im Schlaf nicht herunterfallen würde. Dann schnitt ich mir noch einen kurzen Stock, wie ein Prügel, zu meiner Verteidigung ab, bezog mein Nest und fiel, da ich sehr müde war, sofort in tiefen Schlaf und schlief so gut, wie schwerlich ein anderer in meiner Lage hätte schlafen können, und war am nächsten Morgen so erquickt, wie ich meiner Erinnerung nach nur jemals bei einer solchen Gelegenheit gewesen war.

Als ich erwachte, war es heller Tag, das Wetter schön, der Sturm beruhigt, sodass die See nicht mehr tobte und brauste wie gestern. Was mich aber am meisten wunderte, war, dass das Schiff in der Nacht von seinem vorigen Platz im Sand von der Flut aufgehoben und fast bis an den schon erwähnten Felsen, an dem ich mich beim Aufprall so sehr zerschunden hatte, heraufgetrieben worden war. Da es nun nur mehr etwa eine englische Meile von meinem Ufer entfernt war und noch immer aufrecht zu liegen schien, wäre ich gern an Bord gegangen, damit ich wenigstens etliche für mich nötige Dinge daraus bergen könnte.

Als ich von meiner Schlafstelle auf dem Baum heruntergeklettert war, blickte ich wieder um mich, und das Erste, was mir auffiel, war das Boot, das so lag, wie Wind und See es an Land geworfen hatten, und zwar etwa zwei Meilen zur rechten Hand. Ich ging den Strand entlang, so weit ich konnte, auf das Boot zu, stieß aber auf einen Wasserarm oder eine Wasserzunge, die, etwa eine halbe Meile breit, zwischen mir und dem Boot lag; ich kehrte also für diesmal wieder um, da mir mehr daran lag, auf das Schiff zu kommen und dort etwas für meinen Unterhalt zu finden.

Am frühen Nachmittag war die See ganz ruhig und Ebbe bis weit hinaus, sodass ich bis auf eine Viertelmeile an das Schiff herankommen konnte; und hier ergriff mich der Schmerz von Neuem, denn ich sah deutlich, dass wir, wären wir nur an Bord geblieben, alle geborgen gewesen, das heißt alle sicher an Land gekommen wären und dass ich dann nicht so unglücklich geworden wäre, abgeschnitten von allen Hilfsmitteln und allem menschlichen Umgang, wie ich es jetzt war. Darüber kamen mir wieder die Tränen in die Augen, aber weil mir damit wenig geholfen war, beschloss ich, wenn irgend möglich, auf das Schiff zu gelangen; ich zog also meine Kleider aus, zumal das Wetter entsetzlich heiß war, und ging ins Wasser. Als ich endlich bei dem Schiff angekommen war, ergab sich die noch größere Schwierigkeit, wie ich an Bord kommen sollte, denn das Schiff lag fest auf Grund und ragte hoch aus dem Wasser, und ich fand in Reichweite nirgends einen Halt. Ich schwamm zweimal rund herum, und beim zweiten Mal gewährte ich

ein dünnes Ende Tau, von dem es mich wunderte, dass ich es nicht schon zu Anfang entdeckt hatte, so tief von den Bugketten herunterhängen, dass ich es, wenn auch mit großer Mühe, zu fassen bekam und mit seiner Hilfe auf die Vorderback hinaufgelangte. Hier fand ich, dass das Schiff leck war, es hatte eine Menge Wasser unten im Laderaum und lag an einer Bank von hartem Sand oder vielmehr von hartem Erdreich, sodass das Heck hoch über das Wasser ragte, der Bug aber fast im Wasser lag, daher war das Achterdeck frei und trocken mit allem, was darauf war. Man kann sich denken, dass ich als Erstes forschte und nachsah, was verdorben und was noch gut war; ich fand gleich, dass der ganze Vorrat des Schiffes trocken und vom Wasser unberührt geblieben war, und da es mir an Appetit nicht fehlte, ging ich in die Brotkammer, stopfte meine Taschen voll Zwieback und aß im Weiterstöbern, denn ich durfte keine Zeit verlieren. Außerdem fand ich in der großen Kabine noch etwas Rum, und ich tat einen guten Zug, hatte auch wirklich eine Stärkung nötig für das, was mir noch bevorstand. Jetzt fehlte mir nichts mehr als ein Boot, um mich mit allerhand Sachen auszurüsten, die ich, meiner Voraussicht nach, notwendig brauchen würde.

Nun, es nutzte nichts, einfach still zu sitzen und sich etwas zu wünschen. Aber Not macht erfinderisch. Wir hatten einige Segelstangen auf Vorrat, dazu zwei oder drei dicke, hölzerne Sparren sowie ein oder zwei Ersatztopmasten; diese beschloss ich jetzt zu verwenden, warf so viele über Bord, als ich bei ihrem Gewicht nur heben konnte, und band sie, jedes einzeln, mit Tauen fest, damit sie mir nicht wegtrieben; danach kletterte ich von Bord, zog sie zu mir her, band dann vier davon an beiden Enden in der Form eines Floßes so fest aneinander, als ich nur konnte, und legte zwei oder drei kurze Planken kreuzweise darüber. Nun konnte ich zwar bequem darauf gehen, doch war das Floß noch zu leicht, um auch größere Gewichte zu tragen; also machte ich mich abermals ans Werk, sägte mit der Zimmermannssäge einen Topmast in drei gleiche Teile und befestigte diese an dem Floß. Das kostete mich freilich viel Schweiß und harte Arbeit; allein die Hoffnung, mich mit dem nötigsten Bedarf ausrüsten zu können, verlieh mir eine Kraft und eine Stärke, wie ich sie sonst nicht gehabt hätte.

Mein Floß war schließlich stark genug, um jede vernünftige Last aushalten zu können. So war es meine nächste Sorge, was ich als Nutzlast verladen sollte und wie ich meine Ladung davor bewahren konnte, ins Salzwasser getaucht zu werden. Ich zerbrach mir nicht lange den Kopf und schichtete zuerst einmal alle Planken und Bretter, deren ich habhaft werden konnte, auf mein Floß. Dann nahm ich die drei Matrosenkisten, die ich erbrochen und ausgeleert hatte, und ließ sie auf das Floß hinunter. In sie wollte ich alles stecken, was nach

meiner Überlegung mir am nötigsten war: Die erste füllte ich mit Proviant, und zwar mit Brot, Reis, drei Stücken holländischem Käse, fünf Stücken von getrocknetem Ziegenfleisch, von dem wir oftmals gegessen hatten, und schließlich auch mit einem Rest von europäischem Getreide, das wir als Futter für unsere jetzt umgekommenen Hühner mitgenommen hatten. Es war ein Gemisch von Gerste und Weizen, und später an Land entdeckte ich zu meiner großen Enttäuschung, dass die Ratten alles gefressen oder verdorben hatten. An Getränken fand ich einige Kisten mit Flaschen aus dem Besitz unseres Kapitäns, und darin ein wenig Likör und, alles in allem, fünf oder sechs Gallonen Arrak; diese stellte ich einfach für sich aufs Floß, es war weder nötig, sie in die Kisten zu geben, noch gab es Platz genug dafür. Während ich so beschäftigt war, begann die Flut zu steigen, wenn auch nur langsam, und ich musste zu meinem großen Ärger mit ansehen, wie Rock, Hemd und Weste, die ich im Sand am Ufer zurückgelassen hatte, mir davonschwammen; ich war nur in meinen kurzen, über dem Knie offenen Leinenhosen und in Strümpfen an Bord geschwommen. Diese Entdeckung brachte mich darauf, nach Kleidern zu suchen, ich fand auch genug, nahm aber nur, was ich jetzt brauchen konnte, denn ich hatte noch andere, wichtigere Dinge im Auge: vor allem Werkzeug für die Arbeit an Land. Nach langem Suchen fand ich die Kiste des Schiffszimmermanns, damals in der Tat eine nützliche Beute und für mich wertvoller als eine ganze Schiffsladung voll Gold; ich senkte sie, wie sie war, auf das Floß hinab und verlor keine Zeit damit, sie zu öffnen, denn ich wusste ungefähr, was sie enthielt.

Als Nächstes kümmerte ich mich um Waffen und Munition. In der großen Kabine hingen zwei sehr gute Vogelflinten und zwei Pistolen; diese sicherte ich mir zuerst, samt einigen Pulverhörnern, einem kleinen Sack mit Bleikugeln und zwei alten rostigen Schwertern. Ich wusste, dass drei Fässer mit Pulver auf dem Schiff waren, aber nicht, wo unser Stückmeister sie untergebracht hatte. Nach längerem Suchen fanden jedoch auch sie sich, zwei waren trocken und gut, das dritte war nass geworden. Die beiden guten ließ ich samt den Waffen aufs Floß hinunter. Nun schien mir, ich hätte genug geladen, und ich überlegte, wie ich ohne Segel, Ruder oder Steuer an die Küste käme, wo doch eine Handvoll Wind meine ganze Steuerkunst umblasen musste.

Dreierlei gab mir Mut: erstens eine glatte, ruhige See; zweitens die nach dem Ufer auflaufende Flut; und drittens, dass der schwache Wind mich zum Strand hinwehte. So stach ich, nachdem ich noch zwei oder drei zerbrochene Ruder gefunden hatte, die zu dem Boot gehörten, und außer den Werkzeugen in der Kiste noch zwei Sägen, eine Axt und einen Hammer, mit meiner Fracht in See. Etwa eine halbe Meile weit schwamm mein Floß

vortrefflich, nur dass es nicht gerade auf die Stelle zuhielt, wo ich zuvor gelandet war, sodass ich eine Strömung vermutete und folglich hoffte, eine Bucht oder einen Fluss hier zu finden, den ich als Hafen benutzen konnte, um dort mit meiner Ladung an Land zu gehen.

Es war, wie ich dachte; eine kleine Bucht tauchte vor mir auf, ich merkte, dass eine kräftige Strömung mit der Flut hineindrängte, und so steuerte ich mein Floß so gut als möglich in der Mitte der Strömung. Allein hier hätte ich fast einen zweiten Schiffbruch erlitten, worüber mir das Herz wohl gebrochen wäre; denn da ich die Küste gar nicht kannte, lief mein Floß mit einem Ende auf eine Sandbank auf, und weil das andere Ende keinen Grund hatte, fehlte nicht viel, und meine ganze Fracht wäre auf das Ende, das noch flott war, hingerutscht und ins Wasser gefallen. Ich tat mein Äußerstes, die Kisten festzuhalten, indem ich mich mit dem Rücken gegen sie stemmte, konnte aber mit meiner ganzen Kraft das Floß nicht flottmachen, noch durfte ich es wagen, meine Stellung zu verändern. Also hielt ich die Kisten mit aller Macht und stand auf diese Art fast eine halbe Stunde, bis langsam die Flut immer höher stieg und die beiden Enden meines Floßes auf gleiche Höhe brachte; und ein wenig später, das Wasser stieg noch immer, war mein Floß wieder flott. Ich stieß es mit dem Ruder in die schiffbare Flussmitte, trieb weiter hinauf und fand mich schließlich in der Mündung eines kleinen Flusses, mit Land zu beiden Seiten, und einer starken, flussaufwärts treibenden Strömung. Ich suchte die beiden Ufer nach einem geeigneten Landeplatz ab, denn ich wollte nicht zu weit den Fluss hinauffahren, hoffte ich doch, mit der Zeit ein Schiff auf dem Meer zu entdecken, und wollte deshalb lieber möglichst nahe an der Küste bleiben.

Endlich erspähte ich eine kleine Bucht, am rechten Ufer des Flusses, wo ich mein Floß mit großer Mühe und Beschwerlichkeit hinleitete und der ich schließlich so nahe kam, dass ich mit meinem Ruder den Grund erreichen und das Floß gerade hineinstoßen konnte. Allein hier wäre meine ganze Ladung fast wieder ins Wasser gefallen, denn da das Ufer steil, das heißt abschüssig war, sah ich keine Stelle, wo ich hätte landen können, ohne dass das Floß mit dem vorderen Ende aufgelaufen und mit dem anderen so tief ins Wasser gesunken wäre, dass meine Fracht wieder in Gefahr gekommen wäre. Ich konnte also nichts tun, als abzuwarten, bis die Flut am höchsten stand, und inzwischen das Floß mit dem Ruder als Anker nahe am Ufer zu halten, nahe bei einer flachen Stelle, von der ich hoffte, dass das Wasser sie bald überschwemmen würde; und das tat es auch. Sobald das Wasser hoch genug gestiegen war (denn mein Floß hatte etwa einen Fuß Tiefgang), stieß ich es auf diese flache Stelle und machte es dort fest, indem ich meine beiden

zerbrochenen Ruder in den Grund bohrte, und zwar das eine an dem einen Ende, das andere am anderen Ende; und so blieb ich liegen, bis das Wasser wieder abließ und das Floß samt Ladung wohlbehalten an Land zurückließ.

Meine nächste Aufgabe war, das Land auszukundschaften und einen geeigneten Platz für meine Wohnung zu finden, wo ich auch mein Hab und Gut verstauen und vor allen erdenklichen Zufällen in Sicherheit bringen konnte. Noch wusste ich nicht, wo ich war – ob auf dem Kontinent oder auf einer Insel, ob die Gegend bewohnt oder unbewohnt war, ob Gefahr von wilden Tieren drohte oder nicht. In einer Entfernung von nicht mehr als einer Meile erhob sich ein steiler und hoher Hügel, der einige andere Hügel, die nördlich von ihm in einer Reihe standen, zu überragen schien. Ich nahm also eine von den Vogelflinten, dazu eine Pistole und ein Pulverhorn, und so bewaffnet, machte ich mich auf, den Gipfel dieses Hügels zu erforschen, wo ich, nachdem ich mühsam und beschwerlich den Gipfel erklommen hatte, zu meiner großen Bestürzung mein Schicksal als endgültig erkannte: dass ich nämlich auf einer Insel gestrandet war, die rundherum vom Meer umgeben war, kein Land in Sicht, mit Ausnahme einiger Klippen in weiter Entfernung und zweier Inseln, die noch kleiner waren als diese und etwa drei Seemeilen gegen Westen lagen.

Ich sah auch, dass die Insel, auf der ich mich befand, wüst und unfruchtbar und, wie ich mit gutem Grund annehmen konnte, nur von wilden Tieren bewohnt war, von denen mir aber keines zu Gesicht kam; dagegen sah ich eine Menge Federvieh, dessen verschiedene Arten mir aber nicht bekannt waren, sodass ich nicht wusste, welche von ihnen, falls ich einen Vogel erlegte, ich essen konnte oder nicht. Auf dem Rückweg schoss ich einen großen Vogel, den ich auf einem Baum am Rand eines großen Waldes sitzen sah. Ich glaube, es war der erste Schuss, der hier fiel seit Erschaffung der Welt; denn kaum hatte ich gefeuert, da erhob sich von allen Seiten des Waldes eine zahllose Schar von Vögeln der verschiedensten Art, jeder krächzte und schnatterte auf seine eigene Weise, aber ich kannte keinen einzigen von ihnen. Den von mir geschossenen hielt ich seiner Farbe und dem Schnabel nach für eine Art Habicht, aber er hatte weder ungewöhnlich große Fänge noch Klauen; das Fleisch schmeckte nach Aas und war nicht zu genießen.

Mit dieser Entdeckung gab ich mich zufrieden, kehrte zum Floß zurück und fing an, meine Fracht an Land zu schaffen, wozu ich den ganzen restlichen Tag brauchte. Was ich in der Nacht mit mir anfangen und wo ich schlafen sollte, wusste ich nicht; mir graute davor, auf der ebenen Erde zu liegen, da ich fürchtete, wilde Tiere möchten mich verschlingen; obwohl ich später herausfand, dass diese Angst gänzlich unbegründet war.

Nichtsdestoweniger verbarrikierte ich mich, so gut es ging, rundherum mit den Kisten und Brettern, die ich an Land gebracht hatte, und baute mir eine Art Hütte als Nachtlager. Wie ich mich mit Essen versorgen könnte, war mir noch nicht klar; immerhin hatte ich zwei oder drei hasenähnliche Geschöpfe aus dem Wald laufen sehen, wo ich den Vogel geschossen hatte.

Ich begann nun zu überlegen, dass ich noch viele Dinge aus dem Schiff holen könnte, die mir später nützen würden, vor allem Tauwerk und Segel und andere Dinge, die ich an Land schaffen konnte; also beschloss ich, wenn möglich, eine zweite Reise an Bord des Schiffes zu unternehmen; und da ich wohl wusste, dass der nächste Sturm das Schiff in alle Windrichtungen zerblasen würde, beschloss ich, alles andere hintanzusetzen, bis ich aus dem Schiff geholt hätte, was nicht niet- und nagelfest war. Dann berief ich einen Rat ein – in meinen Gedanken nämlich –, um zu entscheiden, ob ich mit dem Floß zurückkehren sollte, aber das erwies sich als undurchführbar; ich beschloss also, wie beim ersten Mal bei Ebbe hinzugehen, nur zog ich diesmal schon in meiner Behausung die Kleider aus und behielt nichts am Leib als ein buntes Hemd, ein paar leinene Hosen und flache Schuhe.

Ich ging an Bord wie zuvor und baute ein zweites Floß; da ich nun Erfahrung hatte, machte ich es nicht mehr so unbehilflich wie das erste und überlud es auch nicht mehr, brachte aber gleichwohl einige nützliche Dinge damit an Land. Als Erstes fand ich in der Hütte des Schiffszimmermanns zwei oder drei Säcke voll Nägel und Stifte, einen großen Schraubenzieher, ein oder zwei Dutzend Beile und vor allem jenen höchst nützlichen Gegenstand, den man Schleifstein nennt; alle diese Dinge sicherte ich mir, dazu Verschiedenes, was dem Stückmeister gehört hatte, besonders zwei oder drei eiserne Brechstangen, zwei Fässer mit Musketenkugeln, sieben Musketen, noch eine Vogelflinte und einen kleinen zusätzlichen Pulvervorrat, dazu einen umfangreichen Beutel voll Schrot und eine große Rolle gewalzten Bleis; aber diese waren so schwer, dass ich sie nicht über Bord heben konnte.

Außerdem nahm ich alle Kleider an mich, die ich finden konnte, sowie ein Ersatztoppsegel, eine Hängematte und etwas Bettzeug; damit belud ich mein zweites Floß und brachte zu meiner großen Befriedigung alles wohlbehalten an Land.

Während meiner Abwesenheit vom Land machte ich mir Sorgen, dass inzwischen meine Vorräte von wilden Tieren aufgefressen werden könnten. Aber bei meiner Rückkehr fand ich keine Spur eines Besuchers, nur dass ein Geschöpf, das wie eine Wildkatze aussah, auf einer der Kisten saß; als ich darauf zuging, lief sie ein Stück weit, dann hielt sie an; gleichmütig saß sie da, oh-

ne die geringste Furcht, und blickte mir voll ins Gesicht, als ob sie Lust hätte, meine Bekanntschaft zu machen. Ich legte meine Flinte auf sie an, aber sie verstand das nicht, sondern blieb gänzlich unbeeindruckt sitzen und machte auch nicht im Geringsten Miene davonzulaufen. Darauf warf ich ihr ein Stück Zwieback zu, obwohl ich selber nicht allzu viel davon hatte, denn mein Vorrat war nicht groß. Dennoch, sage ich, ließ ich ein Stück für sie übrig, und sie schlich darauf zu, roch daran und fraß es, und es schien ihr zu schmecken, denn sie sah mich an, als ob sie mehr wollte; allein ich bedankte mich, konnte ich doch selber nichts mehr entbehren, und so zog sie ab.

Nachdem nun meine zweite Ladung an Land gebracht war, hätte ich die Pulverfässer gern aufgemacht und das Pulver in Päckchen verpackt, denn die großen Fässer waren mir im Ganzen zu schwer zu transportieren. Zuerst jedoch ging ich daran, mir aus Segeln und Pfählen, die ich zu diesem Zweck geschnitten hatte, ein Zelt zu bauen, und in dieses Zelt brachte ich alles, was im Regen oder in der Sonne, wie ich wusste, Schaden nehmen konnte; alle die leeren Kisten und Fässer türmte ich rund um das Zelt auf, um mich gegen jeden unvorhergesehenen Angriff von Mensch oder Tier zu sichern.

Als dies geschehen war, vermachte ich den Eingang des Zelts von innen mit einigen Brettern, außen stellte ich eine leere Kiste aufrecht auf dem schmalen Ende davor, breitete eine vom Schiff mitgebrachte Pritsche auf den Boden, legte meine beiden Pistolen ans Kopfende und meine Flinte der Länge nach daneben, und so ging ich zum ersten Mal zu Bett und schlief sehr ruhig die ganze Nacht hindurch; denn ich war sehr müde und schläfrig, da ich die Nacht zuvor wenig geschlafen und den ganzen Tag über fest gearbeitet hatte, um die Sachen alle vom Schiff herunter und an Land zu schaffen.

Ich glaube, ich hatte nun das größte Lager von Dingen aller Art, das jemals für einen einzelnen Menschen angelegt worden ist. Aber ich hatte noch nicht genug. Solange nämlich das Schiff in seiner derzeitigen Lage aufrecht stand, glaubte ich herausholen zu müssen, was nur herauszuholen war; ich ging also jeden Tag bei Ebbe wieder an Bord und holte das eine oder andre heraus. Besonders bei der dritten Fahrt trug ich, so viel ich konnte, von dem Tauwerk weg, auch alle Stricke und das Segelgarn, ein Stück Ersatzleinwand, womit man im Notfall die Segel ausbessern konnte, sowie das Fass voll nassen Pulvers: Mit einem Wort, ich schleppte alle Segel ohne Ausnahme weg, nur dass ich gezwungen war, sie in Stücke zu zerschneiden und immer nur so viel auf einmal zu nehmen, als ich gerade noch tragen konnte; sie sollten ja nicht mehr zum Segeln dienen, sondern nur noch als gewöhnliche Leinwand.

Was mich aber noch mehr freute, war, dass ich zu guter Letzt, nachdem ich schon fünf oder sechs solcher Fahrten unternommen und auf dem Schiff nichts mehr zu finden erwartet hatte, was der Mühe wert gewesen wäre, mich damit herumzuplagen – ich sage, zu guter Letzt fand ich noch ein großes Oxhofs Brot, drei ansehnliche Fässer Rum oder Weingeist, eine Büchse Zucker und ein Fass feines Mehl; das überraschte mich sehr, denn ich hatte nicht erwartet, noch Proviant zu finden, der nicht vom Wasser verdorben war. Sogleich leerte ich das Brot aus dem Oxhofs und wickelte es Stück für Stück in Segeltuchlappen, die ich ausgeschnitten hatte, und auch das brachte ich alles wohlbehalten an Land.

Am nächsten Tag ging ich wieder auf Fahrt. Nachdem ich alles vom Schiff weggeschleppt hatte, was nicht niet- und nagelfest war, machte ich mich nun an die Ankertaue. Ich hieb das große Tau in Stücke, die ich wegtragen konnte, und schaffte zwei Kabel und eine Trosse samt allem Eisenwerk, dessen ich habhaft werden konnte, an Land. Dann hieb ich die große Blinde und die Besanrah herunter und alles, was ich für den Bau eines großen Floßes gebrauchen konnte, belud dieses Floß dann mit all den schweren Sachen und stieß ab. Aber mein guter Stern fing jetzt an, mich zu verlassen, denn das Floß war so unbehilflich und so überladen, dass ich es in der kleinen Bucht, wo ich bisher stets mit meiner Fracht gelandet war, nicht so gut lenken konnte wie die anderen. Es schlug um und warf mich und meine ganze Fracht ins Wasser; mir selbst geschah nicht viel, denn ich war nahe an der Küste; aber von meiner Ladung ging ein guter Teil verloren, vor allem das Eisenwerk, von dem ich mir viel Nutzen versprochen hatte. Immerhin konnte ich bei beginnender Ebbe die meisten Kabelstücke herausziehen und sogar einiges von dem Eisen, wenn auch mit unsäglicher Mühe, denn ich war gezwungen, immer wieder danach zu tauchen, eine Arbeit, die mich außerordentlich anstrengte. Nach diesem Abenteuer begab ich mich wieder jeden Tag an Bord und holte, was noch zu holen war.

Ich war nun dreizehn Tage hier an Land und war elfmal an Bord des Schiffes gewesen, und in dieser Zeit hatte ich so viel weggeschleppt, als nur ein Mensch mit zwei Händen wegschleppen kann; obschon ich überzeugt bin, hätte das gute Wetter angehalten, dass ich dann noch das ganze Schiff Stück für Stück fortgeschafft hätte. Aber als ich mich anschickte, zum zwölften Mal an Bord zu gehen, merkte ich, dass Wind aufkam; dennoch schwamm ich bei Ebbe an Bord, und obwohl ich die Kajüte bereits so gründlich durchstöbert hatte, dass ich dort nichts mehr zu finden hoffte, entdeckte ich doch noch ein Kästchen mit Schubladen darin, in deren einer ich zwei oder drei Schermesser und ein paar große Scheren nebst zehn oder zwölf

guten Messern und Gabeln fand; in einer anderen Schublade fand ich bei sechsunddreißig Pfund baren Geldes, teils europäische, teils brasilianische Münze, einige spanische Goldstücke, auch einige Gold- und Silbermünzen.

Beim Anblick dieses Geldes lächelte ich bei mir selber. »Du Gift«, sagte ich laut, »wozu bist du nun gut? Für mich bist du nicht einmal so viel wert, dass ich dich vom Boden aufhebe. Eines von diesen Messern ist so viel wert wie dieser ganze Haufen; ich habe keine Verwendung für dich, bleib, wo du bist, und geh unter als eine Kreatur, die nicht wert ist, gerettet zu werden!« Ich überdachte die Sache aber noch einmal und nahm das Geld doch mit und wickelte es in ein Stück Segeltuch. Dann wollte ich mich an die Herstellung eines weiteren Floßes machen, aber noch unter meinen Vorbereitungen bemerkte ich, wie sich der Himmel mit Wolken überzog, der Wind stärker wurde; und nach einer Viertelstunde blies er schon kräftig vom Land her. Da merkte ich wohl, dass es vergebliche Liebesmüh sein würde, ein Floß zu bauen, wenn der Wind vom Land her blies, und dass ich mich selber nun fortmachen sollte, bevor die Flut käme, weil ich sonst die Küste vielleicht überhaupt nicht mehr zu erreichen vermöchte. Ich ließ mich also ins Wasser hinunter und schwamm über die Furt, die sich zwischen dem Schiff und den Sandbänken öffnete, und sogar das war ziemlich schwierig, einesteils wegen des Gewichts der Sachen, die ich mit mir führte, andernteils wegen der Unruhe des Wassers, denn der Wind kam sehr schnell auf, und bevor noch die Flut hoch stand, blies Sturm.

Aber ich war heimgekommen zu meinem kleinen Zelt, wo ich nun lag, all meinen Reichtum wohlgeborgen um mich her. Die ganze Nacht hindurch stürmte es kräftig, und als ich am Morgen Ausschau hielt, siehe da, da war kein Schiff mehr zu sehen. Ich war etwas bestürzt, tröstete mich aber mit dem beruhigenden Gedanken, dass ich weder Zeit verloren noch Mühe gespart hatte, um alles aus dem Schiff zu holen, was mir einmal nützlich sein konnte, und dass ich, selbst wenn mir mehr Zeit geblieben wäre, dort kaum noch etwas zum Mitnehmen gefunden hätte.

Ich ließ nun alle Gedanken an das Schiff und das, was drinnen war, völlig fahren; vielleicht mochte später noch etwas von dem Wrack an Land treiben, wie es in der Tat auch mit einigen Gegenständen geschah, aber es war nicht viel Brauchbares mehr dabei.

Meine Gedanken waren stattdessen völlig damit beschäftigt, wie ich mich selber gegen Wilde, wenn sich welche zeigen sollten, oder gegen Raubtiere, wenn solche auf der Insel vorhanden waren, schützen konnte. Ich ließ mir eine Menge Gedanken durch den Kopf gehen, wie ich einen solchen Schutz bewerkstelligen könne und welche Art von Wohnung ich mir

bauen sollte, ob eine Höhle unter der Erde oder ein Zelt über der Erde; schließlich entschloss ich mich zu beidem, und es ist wohl nicht unangebracht, dem Leser hier eine Beschreibung zu geben.

Ich merkte bald, dass der Ort, wo ich mich jetzt befand, sich für eine Niederlassung nicht eignete, vor allem deshalb, weil der Boden hier, nicht weit vom Meer, morastig und daher meiner Meinung nach nicht gesund war, noch mehr aber, weil es kein frisches Wasser in der Nähe gab. Also beschloss ich, ein gesünderes und geeigneteres Stück Land ausfindig zu machen.

Ich berücksichtigte dabei verschiedene Dinge, die ich in meiner Lage für nötig und angemessen hielt: erstens gesunde Luft und frisches Wasser, wie eben erwähnt; zweitens Schutz vor der Glut der Sonne; drittens Sicherheit vor räuberischen Kreaturen, sei es nun Mensch oder Tier; viertens Ausblick auf die See, damit ich, sollte mir Gott einmal ein Schiff unter die Augen kommen lassen, keine Gelegenheit zu meiner Befreiung versäumte; denn die Hoffnung darauf konnte ich mir noch nicht gänzlich aus dem Kopf schlagen.

Auf der Suche nach einem solchen geeigneten Ort fand ich eine kleine flache Stelle an der Flanke eines Hügels, dessen Vorderseite gegen diese Stelle hin steil wie eine Hauswand abfiel, sodass vom Gipfel nichts zu mir herunterkommen konnte. Der Felsen hatte an der Seite eine Einbuchtung, ähnlich einer Tür oder einem Eingang zu einer Höhle; aber eine richtige Höhle gab es in dem ganzen Felsen nicht.

Auf der Grasfläche gerade vor dieser Einbuchtung beschloss ich nun, mein Zelt aufzuschlagen. Diese Fläche war nicht über hundert Yard breit und etwa doppelt so lang und lag vor mir wie ein Anker, und am Rand fiel sie unregelmäßig ab zu den Niederungen des Strand. Diese Stelle befand sich an der Nordnordwestseite des Hügels, sodass ich den ganzen Tag vor der Hitze geschützt war, bis die Sonne im Südwesten stand, was in diesen Gegenden aber erst kurz vor dem Untergehen der Fall ist.

Ehe ich mein Zelt aufschlug, zog ich vor der Vertiefung einen Halbkreis mit einem Halbmesser von etwa zehn Yard vom Felsen aus und einem Durchmesser von etwa zwanzig Yard vom einen Ende zum anderen.

In den Halbkreis steckte ich zwei Reihen kräftiger Stangen, die ich fest in die Erde trieb, bis sie wie Pfähle dastanden. Das dickere Ende war vom Grund etwa fünfeinhalb Fuß entfernt und oben zugespitzt. Die beiden Reihen hatten voneinander einen Abstand von etwa sechs Zoll.

Dann nahm ich die noch auf dem Schiff zerhauenen Kabelstücke und legte sie reihenweise, eins aufs andere, innerhalb des Halbkreises bis oben hin zwischen den Pfahlreihen, und von innen spreizte ich andere Stangen,

etwa zweieinhalb Fuß hoch, wie Streben gegen die Pfähle. Dieser Zaun war so stark, dass weder Mensch noch Tier hindurch- oder darüber hinwegkonnte. Das kostete mich viel Zeit und Mühe, besonders die Pfähle im Wald zu hauen, sie an Ort und Stelle zu schaffen und in den Boden zu treiben.

Als Eingang zu meiner Wohnung machte ich nicht eine Tür, sondern eine kurze Leiter, auf der man hinüber- und herübersteigen konnte; wenn ich drinnen war, zog ich die Leiter über die Palisade zu mir zurück und war meiner Meinung nach auf diese Weise gegen alle Welt umzäunt und verschanzt, daher schlief ich die ganze Nacht in aller Ruhe, was ich sonst nicht getan hätte, obwohl sich später herausstellte, dass diese ganze Vorsorge gegen Feinde, die mich vielleicht gefährden konnten, nicht nötig gewesen wäre.

In diese Umzäunung oder Einfriedung schleppte ich nun mit unendlicher Mühe alle meine Reichtümer, meinen Proviant, die Munition und das Werkzeug, das ich schon aufgezählt habe. Dann errichtete ich ein großes Zelt, das ich, um mich vor den in einem Teil des Jahres in diesen Gegenden sehr heftigen Regenfällen zu schützen, doppelt machte, das heißt, ich machte ein kleineres Zelt innen und ein größeres darüber und bedeckte das letztere mit einem großen Stück Persenning, das ich unter den Segeln gefunden hatte.

Während der nächsten Zeit legte ich mich nicht mehr auf die Pritsche, die ich an Land gebracht, sondern in die Hängematte, die in der Tat vortrefflich war und vordem unserem Steuermann gehört hatte.

In dieses Zelt brachte ich alle meine Vorräte und alles, was keine Feuchtigkeit vertrug, und sobald ich mein Hab und Gut dergestalt eingeschlossen hatte, vermachte ich den Eingang, der bisher noch offen geblieben war, und kam und ging von nun an, wie ich schon sagte, mithilfe jener kurzen Leiter.

Als dies alles verrichtet war, begann ich, mich in den Felsen hineinzuwühlen, trug alle Erde und Steine, die ich ausgrub, durch mein Zelt hindurch und schüttete sie innen vor meinem Zaun auf, wie man es für Terrassen macht, sodass der Boden innerhalb des Zaunes sich um etwa eineinhalb Fuß hob. Auf diese Art schuf ich mir gerade hinter meinem Zelt eine Höhle, die mir als Keller zu meinem Haus diente.

Es kostete mich viel Arbeit und manchen Tag, ehe ich all diese Dinge vollendet hatte, und ich muss daher auf etwas anderes zurückkommen, was meine Gedanken in Anspruch nahm. Als ich nämlich gerade meinen Plan für den Bau von Zelt und Keller entwarf, geschah es, dass aus einer dicken, dunklen Wolke ein Regenguss hervorbrach, dazu ein jäher Blitz, gefolgt von einem starken Donnerschlag, wie es sich für gewöhnlich begeben. Ich erschrak nicht so sehr über den Blitz als über einen Gedanken, der mir seinerseits mit der jähen Gewalt des Blitzes in den Sinn kam: Ach,

mein Pulver! Das Herz sank mir im Leib bei der Vorstellung, wie mit einem Schlag mein ganzes Pulver in die Luft gehen konnte, von dem doch, wie ich dachte, nicht nur meine Verteidigung, sondern auch meine Ernährung völlig abhing. Meine eigene Gefahr ängstigte mich dabei nicht so sehr, obwohl, hätte das Pulver Feuer gefangen, mir auf dieser Welt nichts mehr wehgetan hätte.

So großen Eindruck machte dieser Vorfall auf mich, dass ich, nachdem der Sturm vorüber war, alle meine Arbeit, das sämtliche Bauen und Schanzen links liegen ließ und daran ging, Beutel und Schachteln zu verfertigen und dahinein das Pulver in kleinen Partien zu verteilen, in der Hoffnung, es möchte so, wenn auch ein Unglück geschähe, doch nicht das ganze Pulver auf einmal Feuer fangen oder sich eine Portion an der anderen entzünden. Nach etwa vierzehn Tagen Arbeit war ich fertig, und ich glaube, das Pulver, alles in allem mögen es wohl an die 240 Pfund gewesen sein, war in nicht weniger als hundert Päckchen aufgeteilt. Wegen des Fasses mit dem nassen Pulver war mir nicht bange, also stellte ich es in meinen neuen Keller, in meine Küche, wie ich es nannte, und das übrige versteckte ich rundherum in Felslöchern, damit keine Feuchtigkeit darankommen konnte, und bezeichnete sorgfältig die Stellen, wo ich es verborgen hatte. In der Zwischenzeit ging ich wenigstens einmal täglich mit meiner Flinte spazieren, sowohl zum Zeitvertreib als auch um zu sehen, ob ich etwas Essbares schießen könnte, und auch um nach und nach zu erfahren, was denn die Insel an Gewächsen hervorbrachte. Gleich bei meinem ersten Ausgang entdeckte ich zu meinem großen Vergnügen wilde Ziegen; allein bald zeigte sich, dass ein Pferdefuß dabei war, das heißt, die Ziegen waren so scheu, so listig und so schnell auf den Beinen, dass es die größte Mühe von der Welt machte, an sie heranzukommen. Ich ließ mich jedoch nicht entmutigen, zweifelte auch nicht, hier und dort ein Stück davon vor die Flinte zu bekommen, wie es denn auch bald geschah; denn nachdem ich ihre Schlupfwinkel erst gefunden hatte, lauerte ich ihnen auf folgende Weise auf: Ich hatte nämlich beobachtet, dass die Ziegen, wenn sie mich unten in den Tälern sahen, in schrecklicher Furcht davonsprangen, auch wenn sie oben auf den Felsen waren; grasten sie dagegen in den Tälern und ich war oben auf den Felsen, so bemerkten sie mich nicht, woraus ich schloss, dass dem Bau ihres Auges nach ihr Blick nur nach unten gerichtet sein konnte, sodass sie Gegenstände, die sich oberhalb von ihnen befanden, nur schwer wahrnehmen konnten. Also hielt ich mich später an die Methode, immer zuerst auf die Felsen zu klettern, um über ihnen zu sein, und machte auf diese Weise gute Beute. Gleich beim ersten Schuss auf diese Geschöpfe tötete ich eine Geiß, die ein

kleines Zicklein bei sich hatte, das sie säugte. Das schmerzte mich sehr; aber als das alte Tier fiel, blieb das Junge stocksteif neben ihr stehen, bis ich kam und es aufnahm, und nicht nur das; denn als ich die Alte auf den Schultern wegtrug, trabte das Kitzlein hinter mir drein bis zu meinem Zwinger, worauf ich die Geiß niederlegte und das Kitzlein in meinen Armen über den Zaun trug in der Hoffnung, es zahm aufzuziehen. Aber es wollte nicht fressen, so musste ich es denn töten und selber aufessen; diese beiden versorgten mich längere Zeit mit Fleisch, denn ich aß sparsam und schonte meine Vorräte, das Brot besonders, so gut es nur ging.

Nachdem ich nun meine Wohnung eingerichtet hatte, hielt ich es für unbedingt nötig, für eine Feuerstelle wie auch für Brennholz zu sorgen; wie ich das angefangen, auch wie ich meinen Keller erweitert und was ich sonst noch für Anstalten machte, davon werde ich an seinem Ort ausführlich berichten. Zuerst aber muss ich über mich selber berichten, über meinen Zustand und meine Gedanken über das Leben, welche, wie man sich vorstellen kann, nicht wenig zahlreich waren.

Meine gegenwärtigen Aussichten waren trüb; denn da ich nicht nur schiffbrüchig auf diese Insel geworfen, sondern auch durch den schweren Sturm, wie erwähnt, ganz vom Kurs unserer geplanten Reise abgekommen und nun einen langen Weg, nämlich mehrere Hundert Meilen von den üblichen Handelslinien der Menschen entfernt war, so hatte ich wohl Ursache zu glauben, es sei der Wille des Himmels, dass ich an einem so verlassenem Ort und in einem so verlassenem Zustand mein Leben endigen sollte. Sooft ich mir das vor Augen stellte, rann mir ein Strom von Tränen übers Gesicht, und bisweilen haderte ich mit mir selber darüber, warum denn die Vorsehung ihre Geschöpfe dem Verderben ausliefere und ins Elend stoße, so ganz aller Hilfe beraubt und tief gebeugt, dass es kaum vernünftig genannt werden könnte, für ein solches Leben auch noch dankbar zu sein.

Aber stets regte sich etwas in mir, das mir befahl, diesen Gedanken Einhalt zu gebieten und mir Vorwürfe zu machen. Eines Tages vor allem, als ich mit der Flinte in der Hand und in Gedanken an meine gegenwärtige Lage versunken am Meer auf und abging, hielt mein Verstand mir die Dinge von der anderen Seite vor wie folgt: »Gut, du bist in einer verzweifelten Lage, das ist wahr, aber bedenke, wo deine Gefährten geblieben sind! Seid ihr nicht zu elft in das Boot gestiegen? Wo sind die anderen zehn? Warum sind nicht sie gerettet und du verloren? Warum wurdest gerade du ausgewählt? Wo ist es besser, hier oder dort?« – und dabei zeigte ich aufs Meer. Bei allen Übeln muss man auch das Gute bedenken, das in ihnen steckt, und das Ärgere, das hätte eintreten können.

Darauf bedachte ich wieder, wie wohl ich mit allem Nötigen versorgt war und was mich dagegen erwartet hätte, wenn, wie es unter hunderttausend Fällen nur einmal geschieht, das Schiff von der Stelle, wo es gescheitert, nicht ab- und so nahe ans Ufer getrieben wäre, dass ich genug Zeit hatte, alle diese Dinge herauszuholen. Wie hätte es wohl um mich gestanden, wenn ich in dem Zustand hätte weiterleben müssen, in dem ich zuerst an Land gekommen war, ohne das Nötigste zum Leben und ohne die Mittel, es zu erwerben? Vor allem, sagte ich laut zu mir selber, was hätte ich ohne Flinte tun sollen, ohne Munition, ohne Werkzeug, um irgendetwas zu verfertigen oder damit zu arbeiten, ohne Kleider, Bett, Zelt und jede Bedeckung? Von alledem hatte ich jetzt einen ausreichenden Vorrat, und ich war imstande, derart vorzusorgen, dass ich, war das Pulver einmal verschossen, auch ohne Flinte würde leben können. So hatte ich denn einige Aussicht, keine Not zu leiden, solange ich lebte, denn ich überlegte von Anfang an, wie ich mich gegen Zufälle verwahren und für die Zeit versorgen könnte, wo nicht nur die Munition ausgegangen wäre, sondern auch meine Gesundheit und Kraft abgenommen hätten.

Ich gestehe, dass ich bis dahin nicht daran gedacht hatte, meine Munition könnte jemals mit einem einzigen Schlag zerstört, ich meine, das Pulver durch einen Blitz in die Luft gejagt werden, und deshalb war ich so bestürzt, als es wirklich blitzte und donnerte, wie ich schon beschrieben habe.

Da ich mich nun anschicke, die traurige Erzählung von einem einsamen und stummen Leben, dergleichen vielleicht auf der Welt noch nie gehört worden ist, zu beginnen, will ich noch einmal von vorn anfangen und eines nach dem andern in der rechten Reihenfolge berichten. Meiner Rechnung nach war es der 30. September, an dem ich auf die schon beschriebene Art und Weise den ersten Fuß auf dieses wüste Eiland setzte; die Sonne, bei uns gerade im Herbstäquinoktium, stand über meinem Scheitel, denn, wie ich berechnet hatte, musste ich mich unter 9 Grad 22 Minuten nördlicher Breite befinden.

Nachdem ich zehn oder zwölf Tage hier gewesen war, fiel mir ein, ich möchte aus Mangel an Papier, Feder und Tinte jede Zeitrechnung verlieren und endlich den Sonntag nicht mehr vom Werktag unterscheiden können. Dies zu verhüten, schnitt ich in großen Buchstaben mit meinem Messer in einen dicken Pfahl: »Hier an Land gekommen den 30. Sept. 1659«, zimmerte ein großes Kreuz daraus und stellte es am Ufer dort auf, wo ich zuerst gelandet war. An den Seiten des viereckigen Pfahls schnitt ich täglich mit meinem Messer eine Kerbe ein, und jede siebente Kerbe war zweimal so lang wie die anderen, und die Kerbe für jeden ersten Tag eines Monats war doppelt so

lang wie die Sonntagskerbe. So führte ich meinen Kalender oder meine wöchentliche, monatliche und jährliche Zeitrechnung.

Ferner ist zu bedenken, dass unter den vielen Dingen, die ich auf den verschiedenen bereits erwähnten Fahrten zu dem Schiff aus diesem herausgeholt hatte, manches von geringem Wert, was für mich aber doch höchst nützlich war und was ich oben zu beschreiben nur vergessen habe; besonders Federn, Tinte, Papier, einige Bündel Schriften aus dem Besitz des Kapitäns, des Steuermanns und des Stückmeisters, drei oder vier Kompassse, etliche mathematische Instrumente, Sonnenuhren, Ferngläser, Seekarten, Logbücher. Das alles hatte ich zusammengerafft, ob ich es nun brauchen konnte oder nicht; ich fand auch drei sehr gute Bibeln, die mit meiner Sendung aus England gekommen waren und die ich zu meinen anderen Sachen gepackt hatte; auch einige portugiesische Bücher, darunter zwei oder drei papistische Gebetbücher, und noch etliche andere Bücher, die ich alle sorgfältig aufhob. Auch darf ich nicht vergessen, dass wir einen Hund und zwei Katzen an Bord gehabt hatten, von deren außerordentlichem Schicksal ich an gegebenem Ort vielleicht noch berichten kann. Ich nahm beide Katzen mit mir, der Hund aber sprang von selber über Bord und schwamm an Land, einen Tag nachdem ich meine erste Fracht an Land brachte, und war mir viele Jahre lang ein treuer Diener. Mir fehlte nichts, was er mir nicht sogleich herbeigeholt hätte, auch keine Gesellschaft, die er mir nicht hätte ersetzen können; ich hätte nur gewünscht, dass er mit mir redete, aber so weit reichten auch seine Fähigkeiten nicht. Wie ich schon sagte, fand ich Federn, Tinte und Papier, ich ging äußerst sparsam damit um, und es wird sich weisen, dass ich, solange meine Tinte reichte, alles pünktlich aufschrieb, aber als sie ausgegangen war, war es auch mit meiner Genauigkeit aus, denn so viel ich es auch versuchte, ich brachte keine Tinte zustande.

Nun sah ich, dass mir doch noch vieles fehlte, ungeachtet all der Dinge, die ich zusammengerafft hatte; Tinte war das eine, dann Spaten, Haue und Schaufel, um Erde umzugraben und wegzuschaffen, dann Stecknadeln, Nähnadeln und Zwirn; was Leinwand betrifft, so lernte ich sie bald ohne Schwierigkeit entbehren.

Dieser Mangel an Werkzeug machte jede Arbeit, die ich begann, schwierig und langwierig, und es dauerte fast ein ganzes Jahr, bis ich meinen kleinen Bezirk oder meine befestigte Wohnung völlig umzäunt hatte. Ich brauchte viel Zeit, bis ich die Pfähle oder Stecken, die so schwer waren, dass ich sie gerade noch heben konnte, im Wald ab- und zurechtgehauen, und noch länger, bis ich sie nach Haus geschleppt hatte, sodass ich manchmal zwei Tage zum Hauen und Heimtragen eines einzigen Pfahls brauchte, und

einen dritten Tag dazu, ihn in den Boden zu treiben; zu diesem Zweck verwandte ich anfangs ein schweres Stück Holz, später verfiel ich auf eine der eisernen Brechstangen, aber auch damit war das Hineintreiben der Pfähle oder Pfosten eine mühselige und langwierige Arbeit.

Doch was brauchte ich mich über die ermüdende Arbeit zu grämen, wo ich doch so viel Zeit dafür hatte, als ich wollte? Es wartete auch, nach Beendigung dieser, keine andere Arbeit auf mich, soweit ich sehen konnte, außer die Insel auf der Suche nach Nahrung zu durchstreifen, was ich mehr oder weniger jeden Tag tat.

Ich begann nun, meine Lage und den Zustand, in den ich geraten war, ernsthaft zu überlegen, und machte eine schriftliche Übersicht über die Sachlage, weniger um sie irgendwelchen Nachkommen zu überlassen, denn es sah nicht so aus, als ob ich viele Erben haben würde, sondern vielmehr um meine Gedanken, die sich täglich damit abquälten und mein Gemüt belasteten, zu befreien. Und da meine Vernunft langsam Herr über meinen Kleinmut wurde, tröstete ich mich selber, so gut ich konnte, und setzte das Gute dem Übel gegenüber, damit ich meinen gegenwärtigen Zustand von einem noch schlimmeren unterscheiden könnte; ich setzte also ganz unparteiisch, wie Soll und Haben, die Annehmlichkeiten meiner Lage den Leiden und Mühseligkeiten entgegen, und zwar wie folgt:

#### ÜBEL

Ich bin auf eine einsame Insel verschlagen, ohne Hoffnung, je wieder fortzukommen.

Ich bin ausgesondert, unter allen Menschen zu lauter Unglück ausgewählt.

Ich bin von allen Menschen getrennt, ein Einsiedler, verbannt aus aller menschlichen Gesellschaft.

Ich habe keine Kleider, mich zu bedecken.

#### GUT

Aber ich bin doch am Leben und nicht ertrunken wie alle meine Kameraden.

Aber ich wurde auch unter der ganzen Schiffsbesatzung ausgesondert, um dem Tod zu entgehen, und Er, der mich auf wunderbare Weise vom Tod errettet hat, kann mir auch aus diesem Zustand helfen.

Aber ich bin doch nicht hungers gestorben und verdorben an einem unfruchtbaren Ort, der keine Nahrung bietet.

Aber ich bin in einem heißen Landstrich, wo ich kaum Kleider tragen könnte, auch wenn ich welche hätte.

Ich habe nichts, um mich gegen Überfälle von wilden Tieren oder Menschen zu schützen.

Aber ich bin auf eine Insel verschlagen worden, wo ich keine wilden Tiere erblicke, die mir schaden könnten, wie ich solche an der Küste von Afrika gesehen. Und wie wär's mir ergangen, wenn ich dort Schiffbruch erlitten hätte?

Ich habe keine Menschenseele, zu der ich sprechen und bei der ich Trost finden könnte.

Aber Gott sandte das Schiff auf wunderbare Weise so nahe an die Küste, dass ich mir viele nötige Dinge daraus holen konnte, durch die ich versorgt bin oder mit deren Hilfe ich mich werde versorgen können, solange ich lebe.

Alles in allem war das ein unanzweifelbares Zeugnis dafür, dass es kaum einen Zustand auf der Welt gibt, und sei er noch so elend, der neben dem Üblen nicht auch etwas Gutes hat, dafür man dankbar sein kann; und lasst dies eine Mahnung sein aus der Erfahrung von einem, der in das größte Elend geraten, das es auf dieser Welt gibt: dass wir nämlich in jeder Lage noch etwas finden können, das uns Trost gibt und das wir bei der Aufzählung von Gut und Böse auf die Habenseite setzen dürfen.

Nachdem ich nun mein Gemüt ein wenig mit meinem Zustand versöhnt und auch darauf verzichtet hatte, weiterhin gar so fleißig aufs Meer nach einem Schiff zu spähen, ich sage, nachdem ich diese Dinge aufgegeben hatte, fing ich an, mir mein Leben einzurichten und mir alles so bequem wie möglich zu machen.

Meine Wohnung habe ich bereits beschrieben, dass sie nämlich aus einem Zelt im Schatten eines Hügels bestand, umgeben mit einem starken Zaun aus Pfosten und Tauen, den ich besser einen Wall nenne, denn ich schichtete an der Außenseite etwa zwei Fuß dick Torfstücke auf, und nach einiger Zeit, es wird nach etwa anderthalb Jahren gewesen sein, lehnte ich von diesem Wall aus lange Sparren gegen den Felsen und bedeckte sie mit Zweigen und anderen Dingen, wie ich sie eben finden konnte, um den Regen abzuhalten, der zu gewissen Zeiten des Jahres sehr heftig fiel.

Ich habe schon beschrieben, wie ich alle meine Besitztümer in die Einfriedung und in den Keller gebracht, den ich hinter mir gegraben. Aber ich muss noch erwähnen, dass dies anfänglich ein wirrer Haufen von allerhand Sachen war, der, da alles ohne Ordnung durcheinanderlag, so viel Raum für

sich beanspruchte, dass ich mich kaum umdrehen konnte; deshalb ging ich daran, meinen Keller zu vergrößern und weiter in den Felsen vorzudringen, denn es war ein lockeres, sandiges Gestein, das meiner Bemühung leicht nachgab; und als ich so weit war, dass ich mich vor Raubtieren sicher fühlte, arbeitete ich mich seitwärts rechter Hand in den Felsen hinein, wandte mich dann wieder nach rechts, grub mich ins Freie und machte mir so außerhalb meiner Umzäunung oder Festung einen Ausgang.

Auf diese Weise hatte ich nicht nur einen Ein- und Ausstieg, ja eigentlich einen Hintereingang zu meinem Zelt und meinem Lager, sondern auch Raum genug, um meine Sachen ordentlich zu verstauen.

Und nun ging ich daran, mir solche Dinge zu verfertigen, die ich am dringendsten brauchte, wie vor allem einen Stuhl und einen Tisch, denn ohne diese konnte ich die wenigen Annehmlichkeiten, die ich auf der Welt hatte, nicht genießen: Ohne Tisch konnte ich weder mit Vergnügen schreiben noch essen noch eine ganze Reihe anderer Dinge tun.

Also ging ich ans Werk; und hier muss ich anmerken, dass, gleichwie Vernunft das Wesen und der Ursprung der Mathematik ist, so auch ein jeder Mensch imstande sein sollte, durch Abwägung und Abmessung jeden Dinges nach der Vernunft sowie durch verständiges Urteil mit der Zeit ein jedes Handwerk zu meistern. Ich hatte mein Lebtage kein Werkzeug in der Hand gehabt und fand gleichwohl, dass ich mit der Zeit, durch Mühe, Fleiß und Findigkeit alles anfertigen konnte, was ich brauchte, vor allem wenn ich das richtige Werkzeug hatte. Vieles brachte ich auch ganz ohne Werkzeug zustande, manches wiederum mit keinem anderen Werkzeug als Axt und Beil, was wohl nie zuvor auf diese Art gemacht worden war, alles aber mit unendlicher Mühe. Wenn ich zum Beispiel ein Brett brauchte, blieb mir nichts anderes übrig, als einen Baum zu fällen, ihn mit der Schmalseite vor mir aufzustellen und auf beiden Seiten mit der Axt flach zu behauen, bis er dünn wie eine Planke war, und ihn dann mit dem Beil zu glätten. Auf diese Art konnte ich aus einem Baum freilich nur ein Brett machen, aber dagegen hatte ich kein anderes Mittel als die Geduld, ebenso wenig wie ich eines gegen den ungeheuren Aufwand an Zeit und Mühe besaß, den mich die Herstellung einer Planke oder eines Brettes kostete. Aber meine Zeit und meine Mühe waren nicht viel wert, und ich konnte das eine so gut damit anfangen wie etwas anderes.

Zuerst machte ich mir, wie schon gesagt, einen Tisch und einen Stuhl, und zwar aus den kurzen Brettern, die ich auf meinem Floß vom Schiff gebracht hatte. Als ich dann einige Bretter in der oben beschriebenen Weise bearbeitet hatte, machte ich anderthalb Fuß breite Simse, eines über dem

anderen die ganze Kellerwand entlang, um Werkzeug, Nägel, Eisenwerk daraufzulegen und um, mit einem Wort, jedem Ding seinen geräumigen Platz zu geben, sodass ich es leicht erreichen konnte; in die Felswand schlug ich Pflöcke, um daran meine Flinten und alles, was sich aufhängen ließ, aufzuhängen.

Wer jetzt meinen Keller gesehen hätte, hätte ihn für ein Hauptmagazin aller lebensnotwendigen Dinge halten können; alles lag griffbereit da, und es machte mir viel Vergnügen, alle Dinge so geordnet und vor allem meinen Vorrat an allem Notwendigen so groß zu sehen.

Zu diesem Zeitpunkt fing ich erstmals an, Buch über meine tägliche Beschäftigung zu führen, denn am Anfang war ich in zu großer Unruhe gewesen, nicht allein wegen der Arbeit, sondern wegen der Unordnung meines Gemüts, und so wären viele abgeschmackte Sachen hineingekommen. Zum Beispiel hätte ich schreiben müssen: »30. Sept. Nachdem ich an Land gekommen und dem Ertrinken entronnen und als Erstes die große Menge von Salzwasser, die in meinen Magen geraten war, wieder ausgebrochen und mich ein wenig erholt hatte, lief ich, anstatt Gott für meine Errettung zu danken, auf dem Strand auf und ab und rang die Hände und schlug mir auf den Kopf und ins Gesicht und jammerte über mein Elend und schrie: ›Ich bin verloren! Verloren!‹, bis ich mich müde und schwach auf den Boden legen musste, um auszuruhen, aber nicht zu schlafen wagte aus Angst, von wilden Tieren verschlungen zu werden.«

Wiederum einige Tage später, nachdem ich bereits an Bord des Schiffes gewesen und alles noch irgendwie Brauchbare herausgeholt hatte, konnte ich mich nicht zurückhalten, sondern stieg auf den Gipfel eines Hügels in der Hoffnung, auf dem Meer ein Schiff zu entdecken; dann bildete ich mir ein, ich sähe weit in der Entfernung ein Segel, schwelgte schon in der Hoffnung, und wenn ich dann fest darauf gestarrt und mich fast blind geschaut hatte, hatte ich es völlig verloren, und dann setzte ich mich nieder und weinte wie ein Kind und vergrößerte so mein Unglück noch durch meine Torheit.

Aber jetzt, da ich über diese Dinge einigermaßen hinweggekommen war, mir Haushalt und Wohnung aufgebaut, Tisch und Stuhl angefertigt und alles so behaglich als möglich eingerichtet hatte, jetzt begann ich, mein Tagebuch zu führen, von dem ich hier eine Abschrift geben will (obgleich darin alle diese Einzelheiten noch einmal erzählt werden), so weit es nämlich reicht; denn als ich keine Tinte mehr hatte, war ich gezwungen, damit aufzuhören.

## Das Tagebuch

30. *September 1659.* Ich, der arme, unglückliche Robinson Crusoe, habe während eines fürchterlichen Sturms auf hoher See Schiffbruch erlitten und wurde an die Küste dieses trostlosen, unglückseligen Eilands verschlagen, das ich die Insel der Verzweiflung getauft habe. Ich bin als Einziger von der ganzen Schiffsbesatzung dem Ertrinken entronnen, wäre aber auch selber fast umgekommen.

Den Rest dieses Tages verbrachte ich damit, mich über die unglückliche Lage zu grämen, in die ich geraten war, d. h., ich hatte weder Nahrung noch Wohnung noch Kleider oder Waffen, auch keinen Zufluchtsort, ich verzweifelte an meiner Rettung und sah nichts als den Tod vor mir, ob mich nun Raubtiere verschlingen, Wilde erschlagen oder der Hunger töten würde. Beim Herannahen der Nacht begab ich mich aus Angst vor wilden Tieren zum Schlafen auf einen Baum und schlief fest, obwohl es die ganze Nacht regnete.

1. *Oktober.* Am Morgen sah ich zu meiner großen Überraschung, dass die Flut das Schiff gehoben und viel näher an die Küste herangetrieben hatte, was einerseits einen Trost für mich bedeutete; denn da es nicht geborsten war, sondern aufrecht dastand, konnte ich hoffen, bei Nachlassen des Windes an Bord gelangen und etwas Nahrung und andere höchst notwendige Dinge zu meiner Hilfe herausholen zu können; andererseits aber ergriff mich von Neuem der Schmerz über den Verlust meiner Kameraden, die, wenn wir alle an Bord geblieben wären, das Schiff hätten retten können, wie ich glaubte, oder wenigstens nicht alle ertrunken wären; und hätten die Männer sich retten können, so hätten wir vielleicht aus den Trümmern des Schiffes ein Boot gebaut, um damit an einen anderen Teil der Welt zu gelangen. Ich verbrachte einen großen Teil des Tages damit, mich mit diesen Gedanken abzuquälen; da ich aber endlich sah, dass das Schiff fast auf dem Trockenen lag, lief ich so weit als möglich auf dem Sand hinaus und schwamm dann an Bord; auch an diesem Tag regnete es fort, aber ganz ohne Wind.

Vom 1. bis zum 24. *Oktober.* Alle diese Tage verbrachte ich damit, in vielen Fahrten nach dem Schiff so viel, als nur ging, daraus zu holen und jedes Mal während der Flutzeit das Erreichbare auf Flößen an Land zu bringen. Wieder viel Regen, wenn auch mit kurzen Pausen von schönem Wetter; es schien die Regenzeit zu sein.

20. *Oktober.* Ich kenterte mit meinem Floß und allem, was darauf war, doch weil das Wasser niedrig stand und die meisten Sachen ziemlich schwer wogen, konnte ich bei Ebbe vieles davon wieder herausholen.

25. *Oktober.* Es regnete die ganze Nacht und den ganzen Tag, dazwischen einige Windstöße, und als der Wind noch etwas stärker ging als zu vor, barst das Schiff in Stücke, nichts war mehr davon zu sehen als das Wrack, und auch das nur bei Ebbe. Diesen Tag verbrachte ich damit, alle Sachen, die ich geborgen hatte, unter Dach und Fach zu bringen, damit der Regen sie nicht verderbe.

26. *Oktober.* Ich wanderte fast den ganzen Tag den Strand entlang, um einen geeigneten Platz für meine Wohnung zu finden; dabei war ich vor allem darum besorgt, wie ich mich vor nächtlichen Überfällen schützen könnte, sei es von Mensch oder Tier. Gegen Abend entschied ich mich für einen günstigen Platz unter einem Felsen und steckte einen Halbkreis für meinen Lagerplatz ab, den ich mit einem Palisadenring, einer Mauer oder einem Wall aus einer Doppelreihe von Pfählen befestigen wollte, innen mit Kabeltauen verstärkt, außen mit Rasenstücken belegt.

Vom 26. bis zum 30. *Oktober* mühte ich mich ab, um alle meine Sachen in die neue Wohnung zu bringen, obwohl es zeitweise sehr stark regnete.

Am Morgen des 31. *Oktober* machte ich mich mit meiner Flinte auf und ging weiter ins Innere der Insel, um mich nach Nahrung umzusehen und das Land auszukundschaften. Dabei schoss ich eine Geiß, und das Kitzlein lief mir bis nach Hause nach, aber weil es nicht fressen wollte, musste ich es später auch töten.

1. *November.* Ich schlug mein Zelt unter dem Felsen auf und schlief darin die erste Nacht, nachdem ich es groß genug gemacht, auch Stecken in die Erde getrieben hatte, um meine Hängematte daran aufzuhängen.

2. *November.* Ich stapelte die Kisten und Bretter und alles Bauholz, aus dem ich meine Flöße gemacht hatte, aufeinander und baute damit knapp innerhalb des Platzes, den ich für meine Befestigungsanlage abgesteckt hatte, einen Schutzwall um mich.

3. *November.* Ich ging mit meiner Flinte aus und schoss zwei entenartige Vögel, die sich als recht schmackhaft erwiesen. Am Nachmittag ging ich daran, mir einen Tisch anzufertigen.

4. *November.* An diesem Morgen begann ich, mir eine bestimmte Zeit für die Arbeit festzulegen, für die Rundgänge mit der Flinte, fürs Schlafen und für die Muße, nämlich so: Jeden Morgen ging ich, wenn es nicht regnete, zwei oder drei Stunden mit der Flinte aus, dann arbeitete ich bis gegen elf Uhr, hernach aß ich, was da war, von zwölf bis zwei legte ich mich wegen der übermäßigen Hitze zum Schlafen nieder, und dann am Abend arbeitete ich wieder. Die Arbeitszeit dieses und des nächsten Tages verwendete ich gänzlich auf die Anfertigung meines Tisches, denn ich war vorerst nur ein

armer Stümper, wenn auch Zeit und Notwendigkeit mich bald darauf auf natürliche Weise zu einem Meister machten, wie das wohl jedem in meiner Lage geschehen wäre.

5. *November.* An diesem Tag ging ich mit Hund und Flinte aus und tötete eine Wildkatze, deren Fell schön weich, deren Fleisch aber ungenießbar war; jedem erlegten Tier zog ich das Fell ab und hob es auf. Als ich an den Strand zurückkam, sah ich dort viele Arten von Seevögeln, die ich nicht kannte, war aber überrascht, ja fast erschrocken über zwei oder drei Seehunde, die, während ich sie noch anstarrte und nicht gleich begriff, was das für Tiere waren, ins Wasser plumpsten und mir für diesmal entwischten.

6. *November.* Nach meinem Morgenspaziergang ging ich wieder an die Arbeit und machte den Tisch fertig, aber er gefiel mir nicht besonders; doch dauerte es nicht lang, bis ich es besser konnte.

7. *November.* Das gute Wetter wurde jetzt langsam beständig.

*Den 7., 8., 9., 10. und einen Teil des 12. Novembers* (der 11. war nämlich ein Sonntag) verbrachte ich nur damit, mir einen Stuhl anzufertigen, nach vielem Hin und Her hatte er schließlich eine erträgliche Form, aber er gefiel mir nicht, und noch unter der Arbeit zerlegte ich ihn mehrmals wieder in Stücke. NB. Ich versäumte es bald, die Sonntage zu halten, denn weil ich vergessen hatte, eine entsprechende Kerbe an meinem Pfosten zu machen, wusste ich nicht mehr, was jeweils für ein Wochentag war.

13. *November.* Heute fiel Regen, der mich sehr erfrischte und das Erdreich abkühlte. Der Regen kam begleitet von fürchterlichem Donner und Blitz, was mir eine Heidenangst um mein Pulver einjagte; sobald alles vorüber war, beschloss ich, meinen Pulvervorrat in möglichst viele kleine Päckchen zu verteilen, um ihn so vor Gefahr zu bewahren.

14., 15. und 16. *November.* Diese drei Tage verbrachte ich damit, kleine viereckige Kisten oder Kästchen zu machen, die nicht mehr als ein oder höchstens zwei Pfund Pulver aufnehmen sollten; dann füllte ich das Pulver hinein und verstaute alles an möglichst sicheren und möglichst weit voneinander entfernten Stellen. An einem dieser Tage schoss ich einen großen Vogel, der sehr gut schmeckte, von dem ich aber nicht weiß, wie ich ihn nennen soll.

17. *November.* Heute fing ich an, hinter meinem Zelt in den Felsen hineinzugraben, um Platz für meine weitere Bequemlichkeit zu haben. NB. Drei Sachen fehlten mir bei dieser Arbeit besonders, nämlich eine Spitzhacke, eine Schaufel und ein Schubkarren oder Korb. Also hörte ich auf zu arbeiten und überlegte, wie ich diesem Mangel abhelfen und mir einiges Werkzeug verfertigen könnte. Statt der Spitzhacke nahm ich ein Hebeisen, das sich recht gut eignete, nur zu schwer war. Aber das Nächste war eine Schaufel

oder ein Spaten; einen solchen brauchte ich so nötig, dass ich ohne ihn wirklich nichts ausrichten konnte, aber ich wusste nicht, woraus ihn machen.

18. *November*. Als ich am nächsten Tag den Wald durchforschte, fand ich einen Baum von ähnlicher Art wie der, den sie in Brasilien wegen seiner ungewöhnlichen Härte Eisenbaum nennen; mit großer Mühe hieb ich von diesem Baum ein Stück ab, wobei ich fast meine Axt verdarb, und schleppte es mit nicht geringer Mühe heim, denn es war sehr schwer.

Wegen der außerordentlichen Härte des Holzes brauchte ich zu dieser Arbeit geraume Zeit, aber ich konnte mir nicht anders helfen, als dass ich das Holz, Stückchen für Stückchen, in die Form einer Schaufel oder eines Spatens brachte. Der Handgriff sah genauso aus wie bei uns in England, nur hatte das Blatt vorn keinen eisernen Beschlag, sodass es nicht so lange halten konnte; doch für die Zwecke, wozu ich es brauchte, leistete es mir gute Dienste. Freilich glaube ich nicht, dass jemals eine Schaufel auf diese Art gemacht worden ist oder so viel Zeit zu ihrer Herstellung beansprucht hat.

Immer noch war ich ungenügend ausgerüstet, denn mir fehlte ein Korb oder ein Schubkarren; ich hatte keinerlei Zweige, die sich zu einem Geflecht hätten biegen lassen, oder hatte zumindest noch nichts dergleichen gefunden, sodass ich unter keinen Umständen einen Korb zustande bringen konnte; den Schubkarren betreffend, glaubte ich, wohl alles machen zu können außer den Rädern, aber das verstand ich nicht und wusste auch nicht, wie ich's angehen sollte, außerdem hatte ich keine Möglichkeit, die Eisenbolzen zu der Spindel oder Achse anzufertigen, worin das Rad laufen sollte. Also gab ich's auf, und um die Erde, die ich aus der Höhle herausgeschafft hatte, wegzutragen, machte ich mir ein Ding, das aussah wie ein Trog, wie ihn die Handlanger der Maurer zum Mörteltragen verwenden.

Das fiel mir nicht so schwer wie die Schaufel; und doch kosteten mich diese Arbeiten, zusammen mit dem vergeblichen Versuch, einen Schubkarren zu machen, volle vier Tage – immer ausgenommen dabei meinen Spaziergang mit der Flinte, den ich selten unterließ und von dem ich auch selten ohne etwas Essbares nach Hause kam.

23. *November*. Während ich meine Werkzeuge anfertigte, hatte meine übrige Arbeit stillgelegen; nun, da die Geräte fertig waren, fuhr ich damit fort, arbeitete jeden Tag so viel, als Kraft und Zeit mir erlaubten, und verbrachte achtzehn Tage ganz allein damit, meine Höhle weiter und tiefer zu graben, damit sie meine Sachen bequem aufnehmen könnte.

NB. Die ganze Zeit über arbeitete ich daran, diesen Raum oder Keller so geräumig zu machen, dass er mir bequem als Lager oder Magazin, als Kü-

che, Essraum und Keller dienen konnte; mein Wohnzimmer blieb das Zelt. Nur regnete es in der Regenzeit manchmal so heftig, dass ich mich vor der Nässe nicht schützen konnte, was mich später dazu veranlasste, die ganze Fläche innerhalb meines Zaunes mit langen Pfosten in der Form von Sparren, die ich gegen den Felsen spreizte, zu bedecken und diese mit Binsen und breiten Blättern von Bäumen wie ein Strohdach zu belegen.

10. *Dezember.* Ich hielt meine Höhle oder mein Gewölbe schon für vollendet, als plötzlich (ich hatte es wohl zu groß gemacht) ein großer Haufen Erde von oben und von der Seite herabstürzte, so viel, dass ich heftig erschrak, und das nicht ohne Ursache; denn wäre ich darunter gewesen, ich hätte keinen Totengräber mehr gebraucht. Nach diesem Unfall musste ich einen großen Teil der Arbeit noch einmal machen, ich musste nämlich die ganze lose Erde hinausschaffen und, noch wichtiger, die obere Wölbung stützen, um zu verhindern, dass noch mehr herunterkam.

11. *Dezember.* An diesem Tag machte ich mich demgemäß gleich an die Arbeit und richtete zwei Pfosten oder Stützen aufrecht bis zur Decke auf, oben darüber legte ich kreuzweise zwei Bretter. Am nächsten Tag war ich damit fertig; darauf errichtete ich noch mehr solcher Stützen mit Brettern obendrauf und hatte nach etwa einer Woche die ganze Wölbung abgesichert, und die reihenweise aufgestellten Pfosten halfen mir, mein Haus in verschiedene Räume abzuteilen.

17. *Dezember.* Von diesem Tag bis zum 20. Dezember befestigte ich Borde an der Wand, schlug Nägel in die Pfosten, um alles, was hängen sollte, daran aufzuhängen, und hatte innen nun langsam einige Ordnung.

20. *Dezember.* Nun schleppte ich alles in die Höhle und begann, mein Haus einzurichten; ich fügte einige Bretter in der Art einer Anrichte zusammen, um meine Lebensmittel auszubreiten, aber langsam wurden mir die Bretter knapp; auch machte ich mir noch einen Tisch.

24. *Dezember.* Viel Regen die ganze Nacht und den ganzen Tag; konnte nicht hinausgehen.

25. *Dezember.* Den ganzen Tag Regen.

26. *Dezember.* Kein Regen, und die Erde ist viel kühler und angenehmer als vorher.

27. *Dezember.* Habe eine junge Ziege erlegt und eine andere lahm geschossen, sodass ich sie fangen und an einem Strick heimführen konnte; daheim verband und schiente ich den Lauf, der gebrochen war. NB. Ich pflegte sie so gut, dass sie am Leben blieb, und auch der Lauf wurde gesund und wieder so stark wie vorher; durch meine lange Pflege war sie zahm geworden, äste nun auf dem Rasen vor meiner Tür und wollte nicht weglaufen. Das brachte

mich zum ersten Mal auf den Gedanken, mir einige zahme Tiere aufzuziehen, damit ich, wenn Pulver und Blei einmal ganz verschossen wären, doch noch zu essen hätte.

28., 29., 30. *Dezember.* Große Hitze und kein Luftzug, ich ging also nicht aus dem Haus, nur am Abend, um für Nahrung zu sorgen; diese Zeit benutzte ich dazu, in meiner Wohnung meine Sachen in Ordnung zu bringen.

1. *Januar.* Noch immer sehr heiß; aber ich ging früh und abends mit meiner Flinte aus dem Haus und legte mich zu Mittag nieder. An diesem Abend drang ich tiefer in die Täler vor, die weiter im Innern der Insel liegen, und fand dabei eine Menge Ziegen, die aber sehr scheu waren und schwer zu beschleichen; ich beschloss aber zu versuchen, ob nicht der Hund sie herunterhetzen könnte.

2. *Januar.* Den nächsten Tag ging ich daher mit dem Hund hin und hetzte ihn auf die Ziegen; aber das war ein Irrtum, denn die Ziegen wandten sich alle gegen ihn, und er erkannte die ihm drohende Gefahr nur zu gut und wagte sich darum nicht in ihre Nähe.

3. *Januar.* Ich begann nun mit meinem Zaun oder Wall und beabsichtigte, weil mir noch immer vor Überfällen graute, ihn recht dicht und stark zu machen.

*NB. Da ich diesen Wall schon vorher beschrieben habe, lasse ich absichtlich aus, was darüber im Tagebuch steht; es genügt zu sagen, dass ich vom 3. Januar bis zum 14. April ununterbrochen daran gearbeitet habe, ihn zu vollenden und zu vervollkommen, obwohl er nur etwa 24 Yard lang war, ein Halbkreis von einem Punkt des Felsens zu einem anderen, der etwa acht Yard vom ersten entfernt war; der Eingang zur Höhle befand sich gerade in der Mitte dahinter.*

Diese ganze Zeit über arbeitete ich sehr schwer, obwohl mich der Regen tagelang, ja manchmal wochenlang behinderte; aber ich meinte, ich wäre so lange nicht völlig in Sicherheit, als der Wall nicht fertig war. Und es ist kaum zu glauben, welch unaussprechliche Mühe ich mit allem hatte, besonders damit, die Pfeiler aus dem Wald herbeizuschleppen und sie in den Boden zu treiben, hatte ich sie doch viel größer gemacht als nötig.

Als der Wall fertig und von außen zusätzlich mit einem Rasenwall umgeben war, überzeugte ich mich, dass, wenn irgendjemand hier an dieser Küste landen sollte, er doch nichts einer Wohnung Ähnliches entdecken könnte; und das war sehr wohlgetan, wie sich später bei einer bemerkenswerten Gelegenheit zeigen wird.

Während dieser Zeit machte ich jeden Tag, wenn der Regen es zuließ, meinen Rundgang durch die Wälder nach Wildbret und entdeckte auf diesen Spaziergängen häufig das eine oder andere, das mir nützen konnte; so

fand ich eine Art von wilden Tauben, die nicht wie unsere Holztauben in Bäumen nisten, sondern eher wie die Haustauben in Löchern im Felsen; ich nahm einige Junge und bemühte mich, sie zu zähmen. Es gelang mir, aber als sie größer wurden, flogen sie alle davon, wahrscheinlich aus Mangel an Nahrung, denn ich hatte nichts, was ich ihnen geben konnte; immerhin entdeckte ich häufig ihre Nester und nahm die Jungen aus, deren Fleisch sehr lecker war.

Nun, da ich meine Haushaltsgeschäfte führte, fand ich, dass mir noch vieles fehlte, wovon ich zunächst dachte, ich könnte es unmöglich selber machen, was denn in einigen Fällen auch zutraf; zum Beispiel gelang es mir nie, ein Fass mit Reifen zu beschlagen. Ich hatte zwar, wie schon gesagt, ein oder zwei kleine Fässer, aber es wollte mir durchaus nicht glücken, selber eines danach anzufertigen, obwohl ich viele Wochen damit zubrachte, weder konnte ich die Böden einsetzen noch die Dauben so dicht aneinanderfügen, dass sie das Wasser hielten: So gab ich's schließlich auf.

Als Nächstes hätte ich dringend Kerzen gebraucht; sobald es nämlich dunkel wurde, d. h. gewöhnlich gegen sieben Uhr, war ich gezwungen, zu Bett zu gehen. Ich erinnerte mich an den Wachsklumpen, aus dem ich während meines afrikanischen Abenteuers Kerzen gemacht; aber jetzt hatte ich nichts dergleichen. Ich konnte mir nur so helfen, dass ich eine Ziege schoss, den Talg aufbewahrte und mir daraus und aus einer kleinen, in der Sonne getrockneten Lehmschüssel, in die ich noch etwas Werg als Docht gesteckt hatte, eine Lampe bastelte. So hatte ich Licht, wenn auch kein so helles und stetiges wie von einer Kerze. Mitten in allen diese Arbeiten geschah es, dass ich beim Durchstöbern meiner Sachen einen kleinen Beutel fand, der, wie schon erwähnt, mit Korn als Futter für die Hühner gefüllt war, nicht für die Reise, sondern von früher her, wie ich annahm, als das Schiff von Lissabon gekommen war. Den kleinen Rest Korn, der noch in dem Beutel gewesen, hatten die Ratten gefressen, und ich fand nur Hülsen und Staub darin; da ich den Beutel zu einem anderen Zweck verwenden wollte, ich glaube, um Pulver hineinzutun, als ich es damals aus Angst vor Blitzen aufteilte, oder für etwas Ähnliches, schüttelte ich die Getreidehülsen an einer Seite meiner Befestigung unter dem Felsen aus.

Das war kurz vor der oben erwähnten großen Regenzeit, als ich das Zeug wegwarf, und ich achtete nicht weiter darauf, erinnerte mich nicht einmal mehr daran, dass ich hier etwas weggeworfen hatte. Da sah ich ungefähr einen Monat später plötzlich einige wenige Sprossen von etwas Grünem aus der Erde schießen, was ich für irgendein Gewächs hielt, das ich vorher nicht gesehen hatte, aber wie erstaunt und verwundert war ich, als ich nach kur-

zer Zeit zehn oder zwölf Ähren herauskommen sah, die nichts anderes waren als grüne Gerste, genau von der Art wie unsere europäische, ja, wie unsere englische Gerste.

Es ist unmöglich, das Erstaunen und die Verwirrung meiner Gedanken bei diesem Anblick zu beschreiben. Ich hatte bisher ohne jeden religiösen Glauben gehandelt, hatte überhaupt wenig Begriff von Religion im Kopf und hatte mithin auch alles, was mir begegnet war, als bloßen Zufall genommen oder, wie man leichthin sagt, »wie es Gott gefällt«, ohne jemals nachzudenken, welches wohl das Ziel der Vorsehung in diesen Dingen wäre, welches der göttliche Plan in der Lenkung der Ereignisse auf dieser Welt. Aber als ich hier in einem Klima, das, wie ich wusste, dem Getreide nicht günstig war, Gerste wachsen sah, von der ich noch dazu nicht wusste, wie sie hierhergekommen war, da fühlte ich mich seltsam erschüttert, und ich begann zu glauben, dass Gott dieses Korn auf wunderbare Weise ohne ausgestreuten Samen hatte wachsen lassen, ganz allein zu meinem Unterhalt an diesem öden, unseligen Ort.

Der Vorfall ging mir nicht wenig zu Herzen und füllte meine Augen mit Tränen, und ich begann, mich glücklich zu preisen, dass ein solches Wunder der Natur meinerwegen geschehen sei; und noch seltsamer wurde mir zumute, als ich unweit davon am Rand des Felsens noch weitere vereinzelte Halme stehen sah, die sich später als Reishalme erwiesen und die ich auch gleich erkannte, weil ich solche schon während meines Aufenthaltes in Afrika gesehen hatte. Nicht nur, dass ich glaubte, die Vorsehung hätte diese Halme einzig und allein zu meinem Unterhalt wachsen lassen, ich zweifelte auch nicht daran, dass noch mehr davon zu finden sein müsste, also durchstreifte ich den ganzen mir schon bekannten Teil der Insel und spähte scharf in jede Ecke und unter jeden Felsen, um noch mehr zu entdecken, fand aber nichts. Endlich fiel mir ein, dass ich ja den Beutel mit Hühnerfutter auf dieser Stelle ausgeschüttelt hatte, und da ließ das Erstaunen über das Wunder langsam nach; und ich muss gestehen, dass auch meine Dankbarkeit der göttlichen Vorsehung gegenüber bedeutend nachzulassen begann, als ich entdeckte, dass nichts Außerordentliches an der Erscheinung war. Gleichwohl hätte ich für eine solch seltsame und unvorhersehbare Fügung nicht minder dankbar sein sollen als für ein Wunder, denn es war ja in der Tat das Wirken der Vorsehung, die es so angeordnet oder gefügt hatte, dass zehn oder zwölf Getreidekörner unversehrt blieben (wo doch die Ratten das Übrige vernichtet hatten), als wären sie vom Himmel gefallen, ebenso, dass ich sie gerade auf diese besondere Stelle schüttete, im Schatten dieses hohen Felsens, wo sie sogleich aufgehen konnten. Hätte ich sie hingegen damals ir-

gendwo anders hingeschüttet, sie wären verbrannt und zugrunde gegangen. Man darf mir glauben, dass ich die Ähren dieses Getreides, als es reif war, also ungefähr Ende Juni, mit äußerster Sorgfalt erntete. Ich verwarhte jedes einzelne Korn und beschloss, sie alle miteinander wieder auszusäen, und hoffte, mit der Zeit so viel zu ernten, dass ich mit Brot versorgt wäre. Allein es währte bis ins vierte Jahr, ehe ich mir erlauben konnte, auch nur das geringste Körnchen davon zu essen, und auch dann musste ich noch sparsam sein, wie ich an seinem Platz berichten werde. Die erste Saat ging mir fast ganz verloren, weil ich nicht den rechten Zeitpunkt für die Aussaat gewählt hatte, ich hatte nämlich gerade vor der Trockenzeit gesät, sodass gar nichts aufging, oder doch nicht so, wie es sonst aufgegangen wäre; doch davon später.

Außer der Gerste hatte ich, wie schon gesagt, zwanzig oder dreißig Reishalme, die ich mit derselben Sorgfalt aufbewahrte und zu dem gleichen Gebrauch bestimmte, nämlich Brot oder überhaupt Essen daraus zu machen; ich fand einen Weg zu kochen, ohne zu backen, obwohl ich auch das nach einiger Zeit lernte. Nun zurück zu meinem Tagebuch.

Diese drei oder vier Monate hindurch arbeitete ich außerordentlich schwer, um meinen Wall fertigzubringen; am 14. April war er fertig. Ich hatte es so eingerichtet, dass man nicht durch eine Tür, sondern mit einer Leiter über den Wall ins Innere gelangte, damit von außen keine Spur meiner Wohnung zu sehen wäre.

16. April. Nun war die Leiter fertig, also stieg ich mit ihr auf den Wall, zog sie hinter mir herauf und ließ sie auf der Innenseite hinunter. Auf diese Art war ich völlig eingeschlossen; innen hatte ich Raum genug, und von außen konnte nichts zu mir dringen, ohne vorher über die Mauer gestiegen zu sein.

Gerade am Tag nach Beendigung des Walls wäre mein ganzes Werk um ein Haar zerstört, ich selber getötet worden. Die Sache war die: Als ich gerade innerhalb des Walls hinter meinem Zelt am Eingang der Höhle beschäftigt war, wurde ich durch ein wahrhaft fürchterliches Ereignis in Angst und Schrecken versetzt: Plötzlich sah ich nämlich, wie Erdreich vom Dach meiner Höhle und vom Rand des Hügels über meinem Kopf herabbröckelte, und hörte, wie zwei von den Pfosten, die ich in der Höhle aufgestellt hatte, entsetzlich krachten. Ich war zu Tod erschrocken, konnte mir aber die wirkliche Ursache nicht denken, sondern glaubte nur, das Gewölbe meiner Höhle wäre am Einstürzen, wie das mit einem Teil schon früher geschehen war, und vor lauter Angst, lebendig begraben zu werden, stürzte ich zu meiner Leiter, hielt mich aber auch dort nicht für sicher, sondern kletterte über den Wall, aus Furcht, Stücke des Hügels möchten auf mich herabstürzen; kaum

hatte ich festen Boden unter den Füßen, als ich erkannte, dass es sich um ein furchtbares Erdbeben handelte, denn der Boden, auf dem ich stand, bebte dreimal in Zwischenräumen von etwa acht Minuten mit derartigen Stößen, wie sie das stärkste Bauwerk, das man sich auf der Welt denken konnte, über den Haufen hätte werfen können; und vom Gipfel eines Felsens, der etwa eine halbe Meile von mir in Richtung aufs Meer hin gelegen war, fiel ein großes Stück herunter mit einem so gewaltigen Lärm, wie ich in meinem Leben noch nicht gehört hatte. Ich bemerkte auch, dass das Meer selber durch das Beben in heftige Bewegung geraten war; die Stöße unter Wasser waren wohl noch stärker als die auf der Insel.

Nie hatte ich etwas Ähnliches erlebt, auch nie mit einem, der desgleichen erlebt hatte, darüber gesprochen, sodass ich dermaßen bestürzt war, dass ich wie tot oder betäubt war; von der Bewegung der Erde wurde mir übel wie einem, der auf See hin- und hergeschaukelt wird; aber der Lärm des herunterstürzenden Felsens machte mich gleichsam wieder munter, riss mich aus meiner Betäubung und erfüllte mich mit Schrecken, und ich dachte nichts anderes, als dass der Hügel auf mein Zelt stürzen und all mein Hab und Gut unter sich begraben würde; und darüber sank vor Schrecken das Herz in mir zum zweiten Mal.

Nachdem der dritte Stoß vorbei war, spürte ich eine Weile nichts mehr, fasste wieder Mut, hatte aber doch nicht das Herz, wieder über den Wall zu steigen, aus Angst, lebendig begraben zu werden, sondern blieb still auf dem Boden sitzen, niedergeschlagen und trostlos, und wusste nicht, was ich anfangen sollte. Die ganze Zeit über hatte ich nicht den geringsten ernsthaften frommen Gedanken, nichts als das übliche »Herr, erbarme dich meiner!«, und als alles vorüber war, verging mir auch das.

Wie ich so dasaß, bemerkte ich, dass der Himmel verzogen und wolkig wurde, als wollte es regnen; kurz darauf erhob sich nach und nach der Wind, und in weniger als einer halben Stunde blies der fürchterlichste Orkan. Das Meer war im Nu mit Gischt und Schaum bedeckt, das Ufer von der Brandung überflutet, die Bäume wurden mit den Wurzeln herausgerissen; es war ein schrecklicher Sturm, der an die drei Stunden dauerte, danach wurde es ruhiger, und nach zwei weiteren Stunden war es ganz windstill und begann, sehr stark zu regnen.

Die ganze Zeit über war ich zutiefst verängstigt und verzweifelt am Boden gesessen, bis mir plötzlich einfiel, dass Wind und Regen eine Folge des Erdbebens, das Erdbeben selber also aus und vorbei sein müsste und ich mich jetzt wieder in meinen Keller wagen dürfte. Bei diesem Gedanken ermunterte ich mich ein wenig, und da der Regen das seine zu meiner Über-

zeugung betrug, ging ich hinein und setzte mich ins Zelt, aber der Regen war so heftig, dass er mein Zelt fast zum Einfallen brachte. Ich musste also in meine Höhle gehen, ob mir gleich angst und bange war, sie möchte mir auf den Kopf fallen.

Der heftige Regen nötigte mich zu einer neuen Arbeit, ich musste nämlich in meine neu gebaute Schanze ein Loch hauen, durch welches wie durch eine Rinne das Wasser ablaufen konnte, das sonst meinen Keller ersäuft hätte. Nachdem ich einige Zeit in der Höhle gegessen hatte und keine weiteren Erdbebenstöße gefolgt waren, wurde ich zuversichtlicher; und um meine Lebensgeister, die eine Stärkung in der Tat dringend nötig hatten, etwas aufzufrischen, ging ich in meine kleine Speisekammer und nahm einen bescheidenen Schluck Rum, mit dem ich allerdings sowohl jetzt als auch sonst immer recht sparsam umging, denn ich wusste, wenn dieser einmal zu Ende war, gab es keinen mehr.

Es regnete die ganze Nacht und einen guten Teil des nächsten Tages, so dass ich das Haus nicht verlassen konnte. Da ich mich nun aber wieder etwas gefasst hatte, begann ich zu überlegen, was am besten zu tun wäre, und kam zu dem Schluss, dass ich, wenn diese Insel häufig von Erdbeben heimgesucht würde, unmöglich in einer Höhle leben konnte, sondern daran denken müsste, mir eine Hütte im Freien zu bauen und sie mit einem Wall zu umgeben, wie ich ihn hier gebaut hatte, um mich vor wilden Tieren oder Menschen zu schützen; bliebe ich dagegen hier, so meinte ich, würde ich sicher früher oder später lebendig begraben.

Unter solchen Überlegungen beschloss ich, das Zelt zu entfernen von dem Platz, wo es jetzt stand, nämlich unter einem überhängenden Vorsprung des Felsens, der beim nächsten Erdbeben mit Sicherheit auf mein Zelt fallen würde.

Und ich verbrachte die nächsten beiden Tage, den 19. und 20. April mit Nachdenken, wie und wohin ich meine Wohnung versetzen sollte.

Die Angst, lebendigen Leibes von der Erde verschlungen zu werden, ließ mich nie ruhig schlafen, aber fast ebenso groß war meine Furcht, ohne jede Umzäunung im Freien zu liegen. Und wenn ich um mich blickte und sah, wie alles geschickt verborgen und in guter Ordnung dalag, wie sicher vor jeder Gefahr, so war mir der Gedanke an Übersiedlung sehr zuwider.

Inzwischen fiel mir auch ein, dass ein solches Unternehmen viel Zeit in Anspruch nehmen würde und dass ich mich damit bescheiden musste zu bleiben, wo ich war, bis ich ein Lager für mich gebaut und so weit gesichert hatte, um dahin ziehen zu können. Mit dieser Entscheidung gab ich mich für eine Weile zufrieden und beschloss dann, mir in größter Eile einen Zaun

aus Pfosten, Kabelstücken usw., kreisförmig wie zuvor, zu bauen und nach Beendigung des Zauns mein Zelt innerhalb desselben aufzustellen. Bis ich alles fertig und zum Umzug bereit hätte, wollte ich auf gut Glück bleiben, wo ich war. Das war *am 21. April*.

*22. April.* Am nächsten Morgen überlegte ich, wie mein Entschluss ins Werk zu setzen wäre, war aber in großer Bedrängnis wegen der Werkzeuge; ich hatte zwar drei große Äxte und eine Menge Beile (wir hatten nämlich Beile für den Handel mit den Indianern geladen), allein sie waren beim Fällen und Behauen des knorrigigen, harten Holzes stumpf geworden und hatten Scharfen bekommen, und ob ich gleich einen Schleifstein hatte, konnte ich ihn doch nicht drehen und daher auch meine Werkzeuge nicht schleifen. Diese Angelegenheit kostete mich so viel Nachdenken, wie ein Staatsmann auf eine Frage der großen Politik oder ein Richter für ein Urteil über Leben und Tod eines Menschen aufgewendet haben würde. Schließlich verfiel ich darauf, ein Rad zu bauen und es durch einen Strick mit dem Fuß in Bewegung zu setzen, dergestalt, dass ich beide Hände frei hätte. *NB.* Ich hatte nichts dergleichen in England jemals gesehen, zumindest nicht aufgemerkt, wie es gehandhabt wurde, obwohl ich später beobachtete, dass es doch etwas ganz Alltägliches ist; überdies war mein Schleifstein sehr groß und sehr schwer. Es dauerte eine volle Woche, bis ich meine Maschine zur Vollendung brachte.

*28. und 29. April.* Während dieser beiden Tage schärfte ich mein Werkzeug; die Schleifmaschine arbeitete recht gut.

*30. April.* Da ich bemerkte, dass mein Brot seit Langem zur Neige ging, machte ich einen Überschlag und setzte meine Tagesrationen herunter auf einen Zwieback pro Tag; aber das Herz wurde mir schwer dabei.

*1. Mai.* Als ich am Morgen, es war gerade Ebbe, auf das Meer hinausblickte, sah ich etwas ungewöhnlich Großes am Strand liegen, dem Ansehen nach ein Fass; als ich hinkam, fand ich ein kleines Fass mit zwei oder drei Trümmern vom Wrack des Schiffes, die der letzte Orkan an Land geschwemmt hatte, und als ich zum Wrack selber hinschaute, schien es mir höher aus dem Wasser zu ragen als vorher. Ich untersuchte das Fass, das an den Strand geschwemmt worden war, erkannte es bald als Pulverfass, das aber Wasser gezogen hatte, wodurch das Pulver so hart wie Stein geworden war. Dennoch rollte ich es vorerst einmal weiter an Land und lief dann auf dem Sand so nahe als möglich an das Schiffswrack heran, um nach mehr zu suchen.

Als ich zum Schiff hinunterkam, fand ich seine Lage auffallend verändert. Das Vorderteil, zuvor im Sand eingegraben, war um mindestens sechs Fuß

gehoben, und das Heck, das in Stücke geborsten war und schon bald nachdem ich es zum letzten Mal durchsucht hatte, durch den Anprall der Wellen vom übrigen Schiffsrumpf sich gelöst hatte, lag jetzt gleichsam umgedreht da, auf die Seite gestürzt, und der Sand war neben dem Heck so hoch aufgetürmt, dass ich dort, wo sich vorher eine große Wasserfläche befand, sodass ich nur schwimmend näher als eine Viertelmeile an das Schiff herankam, jetzt dagegen bei Ebbe zu Fuß bis dicht ans Schiff herangehen konnte. Ich war zuerst überrascht davon, kam aber bald zu dem Schluss, dies müsse vom Erdbeben herrühren, dessen Gewalt das Schiff noch weiter aufgebrochen hatte, sodass nun viele Sachen täglich an den Strand geschwemmt wurden, die die See freispülte und Wind und Wasser nach und nach ans Ufer trieben.

Dadurch kam ich ganz ab von meinen Übersiedlungsplänen. Ich war den ganzen Tag lang mit Versuchen geschäftig, in das Schiff hineinzukommen, erkannte freilich bald, dass ich mir nichts davon versprechen konnte, denn das Schiff war inwendig völlig mit Sand vollgestopft. Da ich jedoch gelernt hatte, in keiner Lage zu verzweifeln, beschloss ich, in Stücke zu hauen, was ich nur konnte, da mir alles, was ich vom Schiff losmachen konnte, sicher auf irgendeine Art einmal nützen würde.

3. *Mai*. Ich machte mich mit meiner Säge an die Arbeit und sägte einen Balken durch, der, wie ich glaubte, einen Teil des oberen oder Achterdecks zusammenhielt; als ich ihn durchgesägt hatte, räumte ich, so gut ich konnte, den Sand von der Seite weg, wo er am höchsten lag; doch dann kam die Flut, und ich musste die Arbeit für diesmal aufgeben.

4. *Mai*. Ich ging fischen, fing aber keinen Fisch, den ich mich zu essen getraute. Als ich schließlich, meines Sports überdrüssig geworden, heimgehen wollte, fing ich einen jungen Delfin. Ich hatte mir eine lange Schnur aus Segelgarn angefertigt, besaß aber keine Haken; trotzdem fing ich oft genug so viel Fische, als ich nur essen konnte. Ich ließ sie immer in der Sonne trocknen, um sie dann gedörnt zu verspeisen.

5. *Mai*. Arbeitete auf dem Wrack, sägte abermals einen Balken durch und löste drei Fichtenplanken vom Deck, die ich zusammenband und an Land treiben ließ, sobald die Flut einsetzte.

6. *Mai*. Arbeitete auf dem Wrack, holte einige eiserne Bolzen heraus und anderes Eisenwerk. Ich mühte mich sehr ab, kam ganz erschöpft nach Haus und dachte daran, die Sache aufzugeben.

7. *Mai*. Ging wieder aufs Wrack, aber ohne Absicht zu arbeiten, fand jedoch das Schiff unter seinem eigenen Gewicht zusammengebrochen, da die Balken ja durchgesägt waren, sodass einzelne Teile des Schiffs lose zu sein

schiene; die Innenseite des Lagerraums lag so offen da, dass ich hineinsehen konnte, sie war aber fast ganz mit Wasser und Sand gefüllt.

8. *Mai*. Ging zum Wrack, diesmal mit einem Hebeisen, um das Deck aufzubrechen, das jetzt von Wasser und Sand fast frei war. Ich brach zwei Planken heraus und brachte sie wieder mit der Flut an Land; das Hebeisen ließ ich für den nächsten Tag an Bord.

9. *Mai*. Ging zum Wrack und stemmte mir mit dem Hebeisen einen Weg in den Rumpf, spürte einige Fässer, lockerte sie mit dem Hebeisen, konnte sie aber nicht aufbrechen; ich spürte auch die Rolle englischen Bleis und war imstande, sie zu bewegen, aber sie war zu schwer, um sie wegzuschaffen.

10., 11., 12., 13., 14. *Mai*. Ging jeden Tag zum Wrack und holte eine Menge Bauholz, Bretter und Planken und zwei bis drei Zentner Eisen heraus.

15. *Mai*. Ich nahm zwei Beile mit, um zu versuchen, ob ich nicht ein Stück von der Bleirolle abschneiden könnte, indem ich die Schneide des einen Beils ansetzte und mit dem anderen hineintrieb. Aber da die Rolle ungefähr eineinhalb Fuß tief im Wasser lag, konnte ich keinen rechten Schlag zum Hineintreiben des Beils anbringen.

16. *Mai*. Es hatte die ganze Nacht kräftig geblasen, und der Anprall des Wassers schien das Wrack noch weiter zertrümmert zu haben. Ich hatte mich jedoch so lang im Wald aufgehalten, um Tauben für meine Tafel zu schießen, dass die Flut mich ereilte und ich heute gar nicht ans Schiff kommen konnte.

17. *Mai*. Ich erblickte etliche Trümmer vom Wrack, die in großer Entfernung, mindestens zwei Meilen von hier, an Land geschwemmt worden waren. Ich beschloss nachzusehen, was es war, und fand ein Stück vom Bug, aber zu schwer für mich, um es fortzuschaffen.

24. *Mai*. Bis heute jeden Tag auf dem Schiff gearbeitet, mit großer Mühe konnte ich einige Sachen mit dem Hebeisen so weit lockern, dass die nächste kräftige Flut einige Fässer und zwei Matrosenkisten herauspülte. Da jedoch der Wind vom Land wegblies, gelangte nichts an den Strand, außer etwas Bauholz und ein Oxhoft mit brasilianischem Schweinefleisch, das aber von Sand und Salzwasser verdorben war.

Meine Arbeit setzte ich Tag für Tag fort bis zum 15. *Juni*, mit Ausnahme jener Zeit, die ich brauchte, um Essen zu beschaffen, was ich mir aber während dieses Teils meiner Beschäftigung immer für die Flutzeit vorbehielt, damit ich bei Ebbe bereit wäre. Inzwischen hatte ich bereits genug Bauholz, Planken und Eisen herausgeholt, um ein tüchtiges Boot bauen zu können, wenn ich nur gewusst hätte, wie; auch brachte ich, stückweise und nach und nach, an die 100 Pfund Blei an Land.

16. *Juni.* Bei einem Spaziergang an den Strand hinunter fand ich eine große Schildkröte. Es war die erste, die ich hier erblickte, aber daran war anscheinend nur mein Missgeschick schuld, nicht der Ort noch ihre Seltenheit; wäre ich nämlich zufällig auf die andere Seite der Insel geraten, ich hätte, wie ich später entdeckte, täglich Hunderte davon haben können; hätte sie vielleicht aber auch teuer bezahlen müssen.

17. *Juni.* Verbrachte den Tag mit dem Kochen der Schildkröte; sie hatte drei Schock Eier im Leibe, und ihr Fleisch war für mich zu jener Zeit das saftigste und schmackhafteste, was ich in meinem Leben gekostet, da ich seit meiner Landung an diesem gräulichen Ort kein Fleisch als nur das von Ziegen und Vögeln gehabt hatte.

18. *Juni.* Den ganzen Tag Regen, und ich blieb zu Haus. Der Regen kam mir diesmal kalt vor, und ich fröstelte, was, wie ich wusste, in diesen Breiten ungewöhnlich war.

19. *Juni.* Sehr krank, Schüttelfrost, als gäbe es kaltes Wetter.

20. *Juni.* Die ganze Nacht nicht geschlafen, heftige Schmerzen im Kopf, Fieber.

21. *Juni.* Sehr krank, fast zu Tode erschrocken vor lauter Besorgnis über meinen unglückseligen Zustand, dass ich hier krank liege, und keine Hilfe da; betete zu Gott, zum ersten Mal seit dem Sturm vor Hull, wusste aber kaum, was ich sagte noch warum ich es sagte, meine Gedanken waren ganz verwirrt.

22. *Juni.* Etwas besser, aber fürchterliche Angst vor Krankheit.

23. *Juni.* Wieder sehr übel, kalter Schüttelfrost, dann heftige Kopfschmerzen.

24. *Juni.* Viel besser.

25. *Juni.* Sehr heftiges Fieber; der Anfall dauerte sieben Stunden, Kälte und Hitze mit mattem Schweiß hinterher.

26. *Juni.* Besser; und weil ich nichts zu essen hatte, griff ich zur Flinte, war aber ganz schwach. Ich tötete immerhin eine Geiß und schleppte sie mühsam nach Haus, briet ein Stück und aß es; lieber hätte ich es gedünstet und Brühe daraus gemacht, hatte aber keinen Topf.

27. *Juni.* Wieder Fieber, so heftig, dass ich den ganzen Tag im Bett blieb und nichts aß und nichts trank. Ich hätte vor Durst sterben können, war aber zu schwach, um aufzustehen und mir Trinkwasser zu holen. Wieder betete ich zu Gott, war aber schwindlig im Kopf, und wenn mir der Verstand wiederkam, war ich so unwissend, dass ich nichts zu sagen wusste; ich lag nur da und rief: »Herr, schau herunter auf mich, Herr, sei mir gnädig, Herr, erbarme dich meiner!« Ich glaube, ich habe zwei oder drei Stunden lang

nichts anderes getan, bis der Anfall vorbei war, und dann schlief ich ein und erwachte erst spät in der Nacht; als ich erwachte, fühlte ich mich sehr erholt, aber schwach und furchtbar durstig. Ich hatte nun in meiner ganzen Wohnung kein Wasser, also war ich gezwungen, bis zum Morgen liegen zu bleiben, und schlief wieder ein. Während meines zweiten Schlafs hatte ich folgenden entsetzlichen Traum:

Mir schien, ich säße außerhalb meines Walls auf der Erde, dort, wo ich während des Sturms nach dem Erdbeben gesessen, und sähe aus einer großen, dunklen Wolke und in einer breiten Feuerzunge einen Mann herabsteigen und den Boden betreten. Er selber war über und über so hell wie eine Flamme, sodass ich seinen Anblick kaum ertragen konnte; sein Gesicht war unaussprechlich furchtbar, mit Worten nicht zu beschreiben. Als er mit seinen Füßen die Erde betrat, schien der Boden zu zittern, wie damals vor dem Erdbeben, und die ganze Luft schien zu meinem Entsetzen von Flammenblitzen erfüllt.

Kaum hatte er die Erde betreten, so schritt er auf mich zu, in der Hand einen langen Speer oder eine ähnliche Waffe, um mich zu töten; und als er in einiger Entfernung auf einer Erhöhung angelangt war, redete er mich an, oder ich hörte eine so furchtbare Stimme, dass ich ihre Schrecklichkeit nicht beschreiben kann. Alles, was ich verstand, war dieses: »Da ich sehe, dass alle diese Dinge dich nicht zur Reue bewogen haben, so sollst du nun sterben.« Bei diesen Worten war mir, als hebe er den Speer in seiner Hand auf, um mich zu töten.

Keiner, der jemals diesen Bericht lesen sollte, wird erwarten, dass ich imstande wäre, das Grauen meiner Seele über dies entsetzliche Gesicht zu beschreiben; ich meine, wenn es auch nur im Traum geschah, so erschreckte es mich doch auch im Traum unsäglich. Ebenso wenig ist es mir möglich, den Eindruck zu beschreiben, der mir in der Seele blieb, als ich erwachte und merkte, dass es nur ein Traum war.

Ich hatte, leider, keinerlei Kenntnis von Gott; was ich in meines Vaters vortrefflichem Unterricht gelernt hatte, das war nach acht Jahren ununterbrochenen, ruchlosen Seelebens und durch den ständigen Umgang mit meinesgleichen, lauter leichtfertigen und im höchsten Maße gottvergessenen Burschen also, alles vertan und vergessen. Ich kann mich nicht erinnern, während dieser ganzen Zeit auch nur einen Gedanken an Gott im Himmel oder an den inwendigen Zustand meiner Seele verschwendet zu haben; sondern eine Stumpfheit der Seele, ohne Verlangen nach dem Guten und ohne Empfindung des Bösen, hatte völlig von mir Besitz ergriffen, und ich war ein so völlig verstockter, gedankenloser, gottloser Bube, wie man ihn unter ge-

wöhnlichen Seeleuten nur finden kann, ich kannte keine Gottesfurcht in Gefahr noch Dankbarkeit gegen Gott bei der Errettung.

Das wird man mir umso eher glauben, wenn ich dem bisherigen Bericht meiner Geschichte noch hinzufüge, dass ich in all dem mannigfachen Unglück, das mir bis auf den heutigen Tag zugestoßen war, kein einziges Mal daran gedacht hatte, die Hand Gottes darin zu sehen oder eine gerechte Strafe für meine Sünden, für mein halsstarriges Benehmen gegen meinen Vater oder für meine gegenwärtigen, großen Sünden, oder überhaupt eine Züchtigung für den gesamten Verlauf meines gottlosen Lebens. Als ich mich auf jener verzweifelten Fahrt an dem wüsten Gestade von Afrika befand, dachte ich nicht einmal im Traum darüber nach, was aus mir werden sollte, tat auch nicht einen Seufzer zu Gott, er möge mir den Weg zeigen oder mich vor den Gefahren beschirmen, die mich sichtbarlich von allen Seiten umgaben, sowohl von Raubtieren als auch von grausamen Wilden; sondern ich dachte einfach nicht an Gott und die Vorsehung und folgte wie ein vernunftloses Tier einfach dem Trieb der Natur und den Eingebungen des gesunden Menschenverstandes, und auch das nicht immer.

Als ich damals gerettet und von dem portugiesischen Kapitän an Bord genommen und so gut, gerecht, ehrenvoll und edelmütig von ihm behandelt wurde, kam mir nicht im Mindesten Dankbarkeit gegen Gott in den Sinn. Auch als ich schiffbrüchig, ganz elend und dem Ertrinken nahe auf diese Insel geriet, war ich weit entfernt davon, Reue zu empfinden, sah mein Unglück auch nicht für ein göttliches Gericht an, sondern sagte nur oft zu mir selber, ich sei eben ein armer Hund, zu dauerndem Unglück geboren.

Als ich zuerst hier an die Küste kam und sah, dass die ganze Mannschaft ertrunken und nur ich verschont geblieben war, da wurde ich zwar von einer Art Verzückung erfasst, von einer Bewegung der Seele, aus der, hätte die Gnade Gottes mir beigestanden, vielleicht aufrichtige Dankbarkeit geworden wäre; aber dieses Gefühl endete, wo es begann, es blieb bei einem ganz gewöhnlichen Freudenrausch, wie ich es wohl nennen darf, darüber, dass ich noch am Leben war, ohne allen Gedanken an die Güte jener Vorsehung, die mich erhalten, die mich unter allen dazu ausgewählt hatten, am Leben zu bleiben, da alle anderen untergingen; ohne mich zu fragen, warum denn die Vorsehung so gütig gegen mich gewesen. Es war genau dieselbe, ganz gewöhnliche Art von Freude, die die Seeleute immer empfinden, wenn sie aus einem Schiffbruch heil an Land geborgen werden, und die sie gleichsam im nächsten Punsch ersäufen und die sie vergessen, sobald erst alles vorbei ist; und so war es auch mein ganzes Leben lang gewesen.

Auch als mir später nach reiflicher Überlegung mein Zustand so recht zu Bewusstsein kam, wie ich an diesen fürchterlichen Ort verschlagen war, unerschwingbar weit von allen Menschen, ohne alle Hoffnung auf Hilfe oder Aussicht auf Erlösung – auch hier verging mir jede Trauer, kaum dass ich eine Möglichkeit sah, am Leben zu bleiben und nicht vor Hunger sterben und umkommen zu müssen; gleich nahm ich wieder alles auf die leichte Schulter, machte mich an die Arbeiten, die zu meiner Erhaltung und Versorgung nötig waren, und war weit davon entfernt, meine Lage als ein Gericht des Himmels oder den Finger Gottes gegen mich zu bejammern; dergleichen Gedanken gingen mir nur sehr selten durch den Kopf.

Das Sprießen der Getreidehalme, wie im Tagebuch erwähnt, hatte mich zuerst ein wenig beeindruckt und ernste Gedanken in mir erweckt, solange ich nämlich glaubte, dass ein Wunder mit im Spiel war; aber sobald mein Wunderglauben zerstört war, verschwand auch, wie schon berichtet, der Eindruck, den die Sache auf mich gemacht hatte.

Ganz ebenso beim Erdbeben; obwohl nichts seiner Natur nach fürchterlicher war und zugleich unmittelbarer hindeutete auf die unsichtbare Macht, die allein solche Dinge lenkt, so war doch, der erste Schrecken kaum vorüber, auch seine Wirkung auf mich sogleich verflogen. Ich hatte nicht mehr Begriff von Gott und seinem Gericht, als ob ich mich in den allerglücklichsten Umständen befunden hätte, geschweige denn, dass ich daran gedacht hätte, mein gegenwärtiges Kreuz könnte von seiner Hand geschickt sein.

Aber nun, da ich anfing, krank zu werden, und in meiner Muße das Bild der Todesnöte sich mir vor Augen stellte, nun, da meine Lebensgeister sich unter der Last der schweren Krankheit neigten und die Natur von der Gewalt des Fiebers erschöpft war, nun erwachte mein Gewissen langsam aus seinem langen Schlummer, und ich begann, mir Vorwürfe wegen meines bisherigen Lebens zu machen, in dem ich durch eine ungewöhnliche Gottlosigkeit Gottes Gerechtigkeit so deutlich gereizt hatte, mich mit ungewöhnlichen Schicksalsschlägen heimzusuchen und in so rachsüchtiger Weise mit mir zu verfahren.

Diese Gedanken bedrückten mich den zweiten und dritten Tag meiner Krankheit und zwangen mir in der Heftigkeit meines Fiebers als auch meiner Gewissensbisse Worte ab, die einem Gebet zu Gott glichen, obwohl ich das nicht eigentlich ein wunsch- und hoffnungsvolles Beten nennen kann; es war die Stimme bloßer Angst und Furcht. Meine Gedanken waren verwirrt, meine Schuld lag mir schwer auf der Seele, und das Grausen davor, in einem derart elenden Zustand zu sterben, trieb mir bei der bloßen Vorstellung das Blut in den Kopf. Ich weiß nicht, was mir in dieser Unruhe des Her-

zens auf die Zunge kam, aber es waren am ehesten Ausrufe wie: »Herr, was bin ich für ein elendes Geschöpf! Wenn ich krank werde, muss ich sicher hilflos sterben, was soll nun aus mir werden?« Dann brachen mir die Tränen aus den Augen, und ich konnte lange Zeit nichts mehr sagen.

Mittlerweile kam mir der gute Rat meines Vaters wieder in den Sinn, ebenso seine Prophezeiung, die ich am Anfang dieser Geschichte erwähnt habe, dass nämlich, würde ich bei meinem verrückten Vorsatz bleiben, Gott mich nicht segnen werde und ich später Muße genug erhalte, über die Verachtung seines Rates nachzudenken, wenn vielleicht niemand zu meinem Beistand da wäre. »Jetzt«, sagte ich laut, »erfüllen sich meines teuren Vaters Worte an mir: Ich bin in die Hand der göttlichen Gerechtigkeit gefallen, und niemand ist da, mir zu helfen oder mich zu hören. Ich habe den Rat der Vorsehung verschmäht, die mich in ihrer Barmherzigkeit in Vermögensverhältnisse oder in einen Lebensstand gesetzt hat, worin ich glücklich und beweglich hätte leben können. Aber weder wollte ich von selber einsehen noch die Segnungen meines Standes am Beispiel meiner Eltern erkennen; in Gram über meine Torheit habe ich sie zurückgelassen, und nun ist die Reihe an mir, über die Folgen meiner Handlung zu trauern. Ich wies Hilfe und Beistand jener zurück, die mich in die Welt setzten und mir den Weg bereitet hätten, und nun muss ich mit Schwierigkeiten kämpfen, die Menschenkraft übersteigen, und habe nicht Beistand noch Hilfe, Trost oder Rat.« Dann rief ich aus: »Herr, sei meine Zuflucht, denn ich bin in großer Not.«

Das war das erste Gebet, wenn man es so nennen kann, das ich seit vielen Jahren getan. Aber zurück zu meinem Tagebuch.

28. Juni. Nachdem der Schlaf, den ich gehabt, mich ein wenig erquickt hatte und der Anfall ganz vorbeigegangen war, stand ich auf, und obgleich Furcht und Entsetzen über meinen Traum sehr groß waren, überlegte ich doch, dass der Fieberanfall am nächsten Tag wiederkehren möchte und ich daher die Zeit nutzen sollte, um etwas zu meiner Stärkung und Erfrischung zusammenzutragen, wenn ich wieder krank wäre. Als Erstes füllte ich eine große, viereckige Flasche mit Wasser und stellte sie in Reichweite des Bettes auf den Tisch; um dem Wasser die Kälte und seine verseuchende Eigenschaft zu nehmen, goss ich den vierten Teil einer Pinte Rum hinein und schüttelte beides durcheinander. Hernach langte ich mir ein Stück Ziegenfleisch und briet es auf Kohlen, konnte aber nur wenig essen. Ich ging ein wenig auf und ab, war aber sehr schwach und gleichzeitig sehr traurig und niedergeschlagen durch das Bewusstsein meiner jämmerlichen Lage, fürchtete auch, die Krankheit möchte den anderen Tag wiederkommen. Am Abend machte ich mir eine Mahlzeit aus drei Schildkröteneiern, die ich in

der Asche briet und sie, wie wir es nennen, »in der Schale« aß; und dies war, soweit ich mich erinnern konnte, in meinem Leben der erste Bissen, zu dem ich Gott um seinen Segen bat.

Nachdem ich gegessen hatte, versuchte ich auszugehen, fand mich aber so schwach, dass ich kaum die Flinte halten konnte (ohne sie ging ich niemals aus dem Haus); daher ging ich nur ein paar Schritte und setzte mich dann auf den Boden und blickte dabei auf das Meer hinaus, das sehr ruhig und glatt vor mir lag. Als ich so dasaß, gingen mir ungefähr folgende Gedanken durch den Kopf: Was ist diese Erde, was ist dieses Meer, von dem ich so viel gesehen habe? Woraus sind sie geschaffen? Und was bin ich, was sind all die anderen Geschöpfe, die wilden und die zahmen, die menschlichen und die tierischen? Woher kommen wir?

Es ist gewiss, dass uns alle eine geheime Kraft gemacht, die Erde und Meer, Luft und Himmel geschaffen hat. Und welche ist das?

Daraus folgte ganz natürlich, dass Gott es ist, der alles geschaffen hat. Gut, dann war aber die weitere Folgerung seltsam, dass Gott, wenn er alle Dinge geschaffen hat, auch alle Dinge regiert und lenkt und alles, was dazu gehört; denn die Kraft, die alle Dinge hat erschaffen können, muss sicherlich auch Gewalt haben, sie zu regieren und zu führen.

Wenn dem so ist, dann kann im großen Umkreis seiner Werke nichts geschehen ohne sein Wissen oder seinen Willen.

Und wenn nichts ohne Sein Wissen geschieht, so weiß Er auch, dass ich hier bin, und zwar in einem erbärmlichen Zustand; und wenn nichts geschieht ohne Seinen Willen, so hat Er gewollt, dass das alles über mich komme.

Mir fiel nichts ein, was diesen Schlussfolgerungen widersprochen hätte; also glaubte ich umso fester, es könne nicht anders sein, als dass Gott selber dieses Unglück über mich verhängt hätte, durch Seinen Willen wäre ich in diese elende Lage gebracht, durch Ihn, der allein die Macht hat, nicht nur über mich, sondern über alles, was in der Welt geschieht. Daraus folgte aber sogleich:

Warum hat Gott mir das angetan? Was habe ich getan, dass Er mir so begegnet?

Bei dieser Frage gab mir mein Gewissen sogleich einen Verweis, als hätte ich Gott gelästert, und mich dünkte, ich hörte eine Stimme zu mir sagen: »ELENDE! Du fragst noch, was du getan hast? Blick nur zurück auf dein schrecklich vergeudetetes Leben, und frage dich selber, was du *nicht* getan hast; frage, warum du nicht lang zuvor schon vernichtet wurdest? Warum bist du nicht auf der Reede von Yarmouth ertrunken? Nicht im Kampf getö-

tet worden, als das Schiff von den Seeräubern aus Salé gekapert wurde? Nicht von den Raubtieren an der Küste Afrikas verschlungen worden? Oder hier ertrunken, als die ganze Mannschaft umkam außer dir? Und du fragst noch: ›Was habe ich getan?‹

Ich war von diesen Gedanken wie betäubt, ja wie vom Donner gerührt, ich konnte kein Wort sagen, konnte mir selber keine Antwort geben, sondern erhob mich nachdenklich und traurig, ging zurück in meine Klause und stieg über den Zaun, als ob ich zu Bett gehen wollte, aber meine Gedanken waren in trauriger Verwirrung, und ich hatte keine Lust zu schlafen; also setzte ich mich in meinen Stuhl und zündete meine Lampe an, da es schon dunkelte. Nun, da die Angst vor einer Wiederkehr des Fiebers mir wieder sehr zusetzte, fiel mir ein, dass die Brasilianer gegen fast alle Krankheiten keine andere Medizin nahmen als ihren Tabak; und ich hatte in einer Kiste gerade eine Rolle Tabak, die gut gebeizt war, auch anderen Tabak, aber noch grün und nicht gut gebeizt.

Ich handelte ohne Zweifel auf Eingebung des Himmels; denn in dieser Kiste fand ich ein Heilmittel für den Leib wie auch eines für die Seele. Ich öffnete die Kiste und fand, was ich suchte, nämlich den Tabak; und da die paar Bücher, die ich geborgen hatte, auch darin lagen, nahm ich eine der Bibeln heraus, die ich früher erwähnt und in welche hineinzublicken ich bis dahin weder Muße noch auch Neigung gefunden hatte; ich hob sie also heraus und trug sowohl Tabak als auch Bibel mit mir zu Tisch.

Ich wusste nicht, auf welche Art ich den Tabak für meinen Zustand verwenden sollte, auch nicht, ob er wirklich gut dafür war; aber ich machte verschiedene Versuche damit, entschlossen, so oder so eine Wirkung zu erzielen. Zuerst nahm ich ein Stück eines Blattes in den Mund und kaute es, wovon mir sogleich im Hirn ganz dumm wurde; der Tabak war nämlich noch frisch und stark, und ich war nicht daran gewöhnt. Dann nahm ich ein anderes Stück, legte es ein oder zwei Stunden in Rum und beschloss, beim Schlafengehen einen Schluck davon zu trinken. Endlich verbrannte ich etwas Tabak auf einer Kohlenpfanne und hielt meine Nase ganz nah über den Rauch, solange ich es wegen der Hitze und der drohenden Erstickung nur aushalten konnte.

In den Pausen der Behandlung nahm ich die Bibel und begann zu lesen, aber mein Kopf war, im Augenblick wenigstens, zu verwirrt vom Tabak, als dass er dazu imstande gewesen wäre. Ich hatte das Buch nur so aufs Geratewohl aufgeschlagen, und die ersten Worte, auf die meine Augen fielen, waren folgende: *Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.*

Diese Worte passten sehr gut auf meinen Fall, und sie machten schon damals, als ich sie las, ziemlichen Eindruck auf mich, wenn auch noch nicht so stark wie später; denn was von »errettet« dastand, das wollte sich auf mich sozusagen nicht reimen. Rettung war so fern, ja unmöglich nach meiner Beurteilung der Lage, dass ich zu reden anfang wie die Kinder Israels, als ihnen Fleisch zum Essen versprochen wurde: *Kann Gott mitten in der Wüste den Tisch decken?* Also sagte ich: »Sollte Gott selber mich von diesem Ort erretten können?« Und da es noch viele Jahre dauern sollte, ehe Hoffnung sich zeigte, so hielt ich meine Rettung lange Zeit für unmöglich. Dennoch beeindruckten die Worte mich sehr, und ich dachte oft darüber nach. Inzwischen war es spät geworden, und der Tabak hatte mir, wie schon gesagt, den Kopf benebelt, dass ich schläfrig wurde; ich ließ also die Lampe in der Höhle brennen für den Fall, dass ich in der Nacht etwas brauchen sollte, und ging zu Bett. Doch ehe ich mich hinlegte, tat ich, was ich noch nie in meinem Leben getan hatte. Ich kniete nieder und bat Gott um Erfüllung Seines Versprechens, dass Er mich erretten wolle, wenn ich Ihn anriefe am Tage der Not. Nachdem mein gebrochenes und unvollkommenes Gebet zu Ende war, trank ich den Rum, in den ich den Tabak getaucht hatte, wovon er so streng und stark geworden war, dass ich ihn kaum hinunterbrachte; darauf ging ich sofort zu Bett. Ich merkte sogleich, wie der Rum mir gewaltig zu Kopf stieg, fiel aber in einen tiefen Schlaf und erwachte nicht eher, als bis es der Sonne nach ungefähr drei Uhr am Nachmittag des nächsten Tages war, ja ich glaube bis heute fest, ich hätte den ganzen folgenden Tag und die folgende Nacht durchgeschlafen bis drei Uhr am übernächsten Tag; ich wüsste sonst nicht, wie ich in meiner Berechnung der Wochentage einen Tag verlieren konnte, wie sich's einige Jahre später herausstellte. Hätte ich ihn nämlich durch das zweimalige Überqueren des Äquators verloren, so wäre es mehr als nur ein Tag gewesen. Gewiss aber ist, dass mir aus meiner Rechnung ein Tag abhandenkam und ich nie begriff, wie das geschehen konnte.

Das sei so oder anders, beim Erwachen fühlte ich mich jedenfalls sehr viel besser, und meine Lebensgeister waren frisch und munter. Als ich aufstand, fand ich mich kräftiger als den Tag vorher, mein Magen war besser, denn ich war hungrig; kurz, ich hatte den folgenden Tag keinen Fieberanfall, sondern fühlte mich weiterhin viel besser. Das war am 29. *des Monats*.

Der 30. war ein guter Jagdtag für mich, ich ging mit der Flinte aus, wagte mich aber nicht zu weit weg. Ich schoss ein Paar Wasservögel, eine Art Wildgänse, und brachte sie heim, hatte aber keinen rechten Appetit darauf; lieber aß ich ein paar Schildkröteneier, die sehr gut waren. Am Abend nahm ich wieder die Arznei, die mir meiner Meinung nach am Vortag so wohl be-

kommen war, nämlich den in Rum getauchten Tabak. Nur nahm ich nicht so viel wie beim ersten Mal, kaute auch kein Tabaksblatt und hielt meinen Kopf nicht mehr über den Rauch. Aber am nächsten Tag, es war der 1. Juli, ging es mir nicht so gut, wie ich gehofft hatte; ich hatte wieder etwas Schüttelfrost, aber es war nicht arg.

2. *Juli.* Ich nahm die Arznei wieder auf alle drei Arten, wurde zuerst ganz betäubt wie beim ersten Mal, trank aber dann die doppelte Menge.

3. *Juli.* Nun war das Fieber wirklich überstanden, obwohl ich erst nach einigen Wochen wieder ganz zu Kräften kam. Während der Zeit meiner Genesung bewegten meine Gedanken sich sehr oft um diese Stelle: *Ich will dich erretten*, und die Unmöglichkeit meiner Errettung lag mir auf der Seele und hinderte mich, sie zu erhoffen. Aber während ich mich selber mit solchen Gedanken quälte, fiel mir ein, dass ich so viel über eine Errettung aus meiner Hauptnot brütete und darüber der Rettung nicht achtete, die mir schon zuteilgeworden war, und ich musste mich gleichsam selber fragen: Bin ich nicht, und zwar auf wunderbare Weise, aus der Krankheit errettet worden? Aus dem elendesten Zustand, den man sich nur vorstellen kann und vor dem mir so sehr graute? Und wie war meine Antwort? Habe ich meinen Teil dafür getan? Gott hatte mich errettet, aber ich hatte ihn nicht gepriesen; das heißt, ich habe das nicht als Rettung anerkannt und mich nicht dankbar dafür gezeigt, wie also dürfte ich größere Errettung erhoffen.

Dies ging mir sehr zu Herzen; augenblicklich kniete ich nieder und dankte Gott mit lauter Stimme für die Genesung aus meiner Krankheit.

4. *Juli.* Am Morgen nahm ich die Bibel zur Hand, begann beim Neuen Testament und fing an, ernstlich darin zu lesen, auch nahm ich mir vor, jeden Morgen und jeden Abend eine Weile zu lesen, ohne mich an eine bestimmte Anzahl von Kapiteln zu binden, sondern eben nur so lang, wie meine Gedanken dabei bleiben wollten. Ich hatte dieses fromme Werk noch nicht lange mit Ernst betrieben, als schon mein Herz tiefer und aufrichtiger betrübt war über die Gottlosigkeit meines früheren Lebens als ehemals. Mein Traum kam mir wieder vor Augen, und die Worte *Alle diese Dinge haben dich nicht zur Reue bewogen* gingen mir wieder und wieder durch den Kopf. Inbrünstig flehte ich zu Gott, er möge mir Reue schicken, da fügte es die Vorsehung, dass ich an diesem Tag beim Bibellesen auf die Worte stieß: *Den hat Gott durch seine rechte Hand erhöht zu einem Fürsten und Heiland, zu geben Reue und Vergebung der Sünden.* Ich warf das Buch hin und erhob mein Herz wie auch meine Hände in freudiger Verzückung empor zum Himmel und rief mit lauter Stimme: »Jesus, du Sohn Davids, Jesus, du erhöhter Fürst und Heiland, gib du mir Reue!«

Das war das erste Mal in meinem Leben, dass ich nach dem wahren Verstand des Wortes sagen durfte, ein Gebet gesprochen zu haben; denn nun betete ich mit dem Bewusstsein meiner Lage, mit einer wahren, aus der Bibel geschöpften Hoffnung, gegründet auf die Verheißung des Wortes Gottes; und von da an, so darf ich sagen, wuchs in mir die Hoffnung, Gott werde mich erhören.

Nun begann ich, die oben erwähnten Worte *Rufe mich an, und ich werde dich erretten* in einer anderen Weise auszulegen als jemals zuvor; unter Errettung hatte ich nämlich bisher nichts anderes verstanden als nur die Befreiung aus meinem derzeitigen Gefängnis, denn obwohl ich sicherlich Raum genug hatte, so war die Insel doch für mich ein Gefängnis, das schlimmste, das es auf der Welt gab; jetzt aber lernte ich, die Worte in einem anderen Sinn zu nehmen. Jetzt blickte ich auf mein voriges Leben mit solchem Grausen zurück, und meine Sünden schienen so grässlich, dass meine Seele nichts von Gott erflehte als nur die Erlösung von der Last der Schuld, die mich ganz zu Boden drückte. Mein einsames Leben war mir nun ein Nichts, ich dachte nicht mehr daran, ich betete nicht einmal mehr, daraus erlöst zu werden; es verblasste ganz im Vergleich mit meiner Schuld. Und ich füge das hier hinzu, um jedem, der die Geschichte lesen sollte, zu versichern, dass er, wenn er je auf den wahren Sinn der Dinge kommt, die Erlösung von der Sünde für einen viel größeren Segen halten wird als die Erlösung von den Leiden.

Aber ich breche hier ab und kehre wieder zu meinem Tagebuch zurück.

Mein Zustand wurde nun, wenn auch nicht weniger elend für meinen Leib, so doch viel leichter für meine Seele. Durch fortgesetztes Lesen in der Bibel und Beten zu Gott wurden meine Gedanken auf höhere Dinge gerichtet, wovon ich viel Trost erfuhr, der mir bisher ganz unbekannt gewesen; als nun Kraft und Gesundheit sich wieder einstellten, ging ich daran, mich mit allem zu versorgen, was ich brauchte, und mein Leben so regelmäßig als möglich einzurichten.

Vom 4. bis 14. Juli war ich hauptsächlich damit beschäftigt, mit meiner Flinte, immer nur kurze Zeit auf einmal, umherzuwandern wie ein Mensch, der nach ausgestandener Krankheit seine Kräfte langsam wieder sammelt; man kann sich kaum vorstellen, wie mitgenommen und schwach ich war. Die Arznei, die ich angewendet hatte, war völlig neu und hatte wahrscheinlich noch nie dazu gedient, Fieber zu heilen, auch kann ich sie nach meiner Erfahrung nicht empfehlen. Obwohl sie zwar das Fieber vertrieb, hatte die Arznei doch zu meiner Schwächung beigetragen; denn ich hatte noch einige Zeit lang häufig Nerven- und Gliederkrämpfe.

Ich zog daraus im Besonderen auch die Lehre, dass meiner Gesundheit nichts abträglicher sein konnte als ein Aufenthalt im Freien während der Regenzeit, besonders wenn der Regen von Sturm und Orkanen begleitet war. Da der Regen, der in der trockenen Jahreszeit fiel, fast immer von solchen Stürmen begleitet war, so fand ich, dass dieser Regen viel gefährlicher war als jener, der im September und Oktober fiel.

Ich war nun über zehn Monate auf dieser unseligen Insel; jede Möglichkeit einer Befreiung aus meiner Lage schien völlig geschwunden, und ich war fest davon überzeugt, dass kein menschliches Geschöpf jemals seinen Fuß auf diese Insel gesetzt hatte. Da ich nun, wie ich meinte, meine Wohnung ganz nach meinem Sinn gesichert hatte, spürte ich ein großes Verlangen danach, die Insel gründlicher zu erforschen und zu sehen, welche anderen mir bis jetzt unbekanntem Gewächse ich darauf entdecken konnte.

*Es war am 15. Juli*, dass ich eine genauere Besichtigung der ganzen Insel unternahm. Zuerst ging ich weiter den Bach hinauf, wo ich, wie bekannt, meine Flöße an Land gebracht hatte; als ich etwa zwei Meilen hinausgewandert war, fand ich, dass die Flut nicht höher als bis hierher stieg und dass der Bach hier nicht mehr breiter war als ein kleines Rinnsal von fließendem Wasser, sehr frisch und gut. Jetzt allerdings, in der Trockenzeit, floss an einigen Stellen kaum noch Wasser, zumindest nicht so viel, dass man eine Strömung hätte bemerken können.

Am Ufer dieses Bächleins lagen anmutige Savannen oder Wiesen, eben, weich und dicht mit Gras bedeckt; und weiter oben gegen die Anhöhe, wo, wie zu vermuten, das Wasser nie hinkam, fand ich eine ziemliche Menge grünen Tabaks, der in großen, dicken Stängeln aufschoss. Auch verschiedene andere Pflanzen wuchsen da, die ich nicht kannte und deren Eigenheit ich nicht verstand, die aber wohl auch ihre eigentümlichen, mir aber unbekanntem Tugenden haben mochten.

Ich suchte nach der Kassawawurzel, aus der die Indianer unter diesem ganzen Himmelsstrich ihr Brot machen, konnte aber keine finden. Große Aloepflanzen sah ich wohl, verstand mich aber damals noch nicht auf sie. Auch Zuckerrohr sah ich, aber wild und unvollkommen aus Mangel an Pflege. Für jetzt gab ich mich mit diesen Entdeckungen zufrieden und grübelte auf dem Heimweg darüber, auf welche Art ich den Wert und Nutzen der Früchte oder Pflanzen, die ich hier entdeckt hatte, ausfindig machen könnte, kam aber zu keinem Schluss. In Brasilien hatte ich nämlich, um es kurz zu sagen, so wenige Beobachtungen gemacht, dass ich nur wenig von den Gewächsen des Feldes wusste, zumindest sehr wenig, was mir in meinem Elend irgendwie nutzen konnte.

*Am folgenden Tag, dem 16. Juli,* ging ich wieder den gleichen Weg, und als ich etwas weiter als tags zuvor gekommen war, fand ich, dass Bächlein und Wiesen endeten und die Gegend nun immer waldiger wurde. Hier fand ich verschiedene Früchte, vor allem Melonen am Boden im Überfluss sowie Trauben auf den Bäumen. Die Reben hatten die Bäume überwuchert, und die Trauben waren jetzt in voller Reife, saftig und süß. Das war eine überraschende Entdeckung, die mich ungemein erfreute; aber meine Erfahrung mahnte mich, nur sparsam von den Trauben zu essen, denn ich erinnerte mich, dass während der Zeit, als ich in der Barbarei war, einige von unseren englischen Landsleuten, die dort als Sklaven lebten, vom Traubenessen Fieber und Durchfall bekommen hatten und schließlich daran gestorben waren. Aber ich fand eine gute Verwendung für diese Trauben, nämlich, sie in der Sonne zu dörren oder zu trocknen und dann aufzubewahren wie Rosinen oder Zibeben, die, wie ich hoffte, und mit Recht hoffte, gesund und angenehm zu essen sein würden, wenn es keine frischen Trauben mehr gab.

Ich brachte den ganzen Abend dort zu und ging nicht zu meiner Wohnung zurück, was übrigens, nebenbei gesagt, die erste Nacht war, die ich außer Haus verbrachte. In dieser Nacht richtete ich mich zum Schlafen ein wie in der ersten Nacht auf der Insel: Ich stieg in einen Baum, und dort schlief ich sehr gut; am nächsten Morgen setzte ich meine Entdeckungsreise fort und wanderte an die vier Meilen weiter, nach der Länge des Tals zu urteilen, und hielt mich immer genau nach Norden, von einer Hügelkette im Süden und einer im Norden begleitet. Am Ende meiner Wanderung kam ich zu einer Lichtung, von wo aus das Land gegen Westen hin abzufallen schien. Eine kleine Quelle mit frischem Wasser, die aus der Seite des Hügels neben mir entsprang, lief in die andere Richtung, nämlich gegen Osten. Das Land war so frisch, so grün, so blühend, alle Dinge in stetem Grün und Frühlingsglanz, dass es einem gepflegten Garten glich.

Ich stieg ein Stück die eine Seite dieses köstlichen Tals hinab und blickte mit heimlichem Vergnügen darüber hin (wenn auch vermischt mit meinen üblichen trübsinnigen Gedanken). Zu denken, dass das alles mir gehörte, dass ich unstreitig Herr und König über dies Land war und ein Anrecht auf seinen Besitz hatte! Und wenn ich es hätte mitnehmen können, so wäre es ebenso wohl mein verbrieftes Erbgut geworden wie das irgendeines Guts Herrn in ganz England. Ich sah Kakaobäume im Überfluss, Orangen, Limonen- und Zitronenbäume; aber alle wuchsen wild, und nur wenige trugen Frucht, zumindest damals nicht. Immerhin waren die grünen Limonen, die ich sammelte, nicht nur sehr angenehm zu essen, sondern auch sehr ge-

sund; ich mischte ihren Saft später mit Wasser zu einem sehr gesunden, kühlen und erfrischenden Getränk.

Nun, fand ich, hätte ich genug aufzusammeln und heimzutragen, und ich beschloss, einen Vorrat von Trauben wie auch von Limonen und Zitronen anzulegen, um mich für die nasse Jahreszeit zu versorgen, die, wie ich wusste, nahe war.

Zu diesem Zweck trug ich an einer Stelle einen großen Haufen Trauben zusammen, an einer anderen einen kleineren Haufen und eine Menge Zitronen und Limonen an einem dritten Ort. Einige wenige von jeder Sorte nahm ich mit mir und machte mich auf den Heimweg, und ich beschloss, mit einem Beutel oder Sack oder was ich sonst anfertigen konnte, wiederzukommen und den Rest heimzuschaffen.

Nachdem ich also drei Tage auf Reisen gewesen war, kam ich wieder nach Haus, denn so muss ich mein Zelt und meine Höhle jetzt wohl nennen. Aber noch ehe ich ankam, waren die Trauben verdorben, ihre eigene Fülle und das Gewicht des Saftes hatten sie zerdrückt und zerquetscht, und nun waren sie wenig oder gar nicht mehr zu gebrauchen. Die Limonen zwar waren noch gut, aber davon hatte ich nur wenige tragen können.

*Am nächsten Tag, es war der 19.,* ging ich mit zwei kleinen Beuteln wieder zurück, die ich inzwischen angefertigt hatte, um meine Ernte einzubringen. Aber als ich zu meinem Traubenhaufen kam, fand ich zu meiner Überraschung die Trauben, die beim Pflücken so voll und schön gewesen waren, nun über den ganzen Platz verstreut, zertreten und zerfetzt, einige hier, die anderen dort, auch war eine Menge aufgefressen und verschlungen. Daraus schloss ich, es müsse in der Nähe wilde Tiere geben, die über meine Vorräte gekommen waren; welcher Art jedoch, wusste ich nicht.

Weil ich also sah, dass man die Trauben nicht in Haufen legen, aber auch nicht in einem Sack heimtragen konnte, weil sie das eine Mal geraubt und das andere Mal von ihrem eigenen Gewicht zerdrückt würden, verfiel ich auf ein anderes Mittel: Ich sammelte eine Menge Trauben und hängte sie an die äußeren Zweige der Bäume zum Trocknen und Dörren in die Sonne. Von den Limonen und Zitronen trug ich so viele heim, als mein Rücken nur tragen konnte.

Als ich von der Reise wieder daheim war, hielt ich mir mit viel Vergnügen die Fruchtbarkeit jenes Tales vor Augen, seine anmutige Lage, die Geborgenheit vor den Stürmen an der Küste, den Wald, und ich kam zu der Einsicht, dass ich meine jetzige Wohnung an einem Ort aufgeschlagen hatte, der wohl der schlechteste im ganzen Land war. Daraufhin begann ich, eine Übersiedlung zu erwägen und nach einem Ort zu suchen, der ebenso sicher

